

**Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Geschichtswissenschaften
WS 2003/04**

**HS: „Die Habsburgermonarchie - Entstehung und Auflösung einer
Großmacht.“
Dozent: Prof. Dr. Günter Schödl**

Hausarbeit:

Die „schwarz-gelbe“ Offizierskaste und ihre Rätsel.

**Zu Entstehung, Entwicklung und Wesen der militärischen Funktionselite des
Habsburgerstaates, den Ursachen ihrer Loyalität, ihrer Supranationalität
und ihrer Faschisierung nach 1918.**

Mathias Wörsching

Neuere, Neueste, Mittelalterliche Geschichte und Politikwissenschaften

0. Inhaltsverzeichnis.....	2
I. Einleitung.....	3
I.1. Heranführung.....	3
I.2. Fragestellung, Relevanz.....	3
I.3. Grundannahmen, Begriffe, Methode, Struktur.....	4
I.4. Forschungsstand, Material.....	6
II. Abriss: Entstehung und Entwicklung der Offizierskaste.....	7
II.1. Ausgangssituation.....	7
II.2. Entwicklung und Wesen.....	10
III. Die rätselhafte Treue der Offiziere.....	14
III.1. Das Rätsel.....	14
III.2. Exkurs: Louis Althusser's Ideologische Staatsapparate (ISA).....	20
III.3. Die ideologische Subjektkonstitution und andere Lösungsmöglichkeiten des Rätsels.....	22
IV. Wie supranational waren die Offiziere wirklich?.....	26
V. Der „Offiziersfaschismus“.....	28
VI. Schluss.....	32
VI.1. Fazit.....	32
VI.2. Desiderata.....	33
VII. Quellen und Literatur.....	35
VIII. Abkürzungen.....	36
IX. Endnoten.....	37

I. Einleitung

I.1. Heranführung

Die militärische Funktionselite des Habsburgerstaates war die wichtigste Säule habsburgischer Macht. Ohne sie hätte die Dynastie sich in den napoleonischen Kriegen kaum behaupten können; sie rettete ihr in der Revolution von 1848/49 die Macht. Spätestens seit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 stellte die Armee die einzige übernationale bzw. gesamtstaatliche Institution des Habsburgerstaates dar und war am Ende der einzige Ort eines gesamtstaatlichen Bewusstseins außerhalb des Kaiserhauses selbst. Die letzten Truppenteile, die dem Kaiser die Treue hielten und ihn in Schönbrunn vor der Revolution beschützten, bestanden aus Offiziersschülern. Auch nach 1918 gingen von monarchistischen Offizierskreisen die einzigen ernstzunehmenden, jedoch erfolglosen Restaurationsversuche aus. Grund genug also, sich diese Offiziere in ihrer Schlüsselrolle für die Geschichte des Habsburgerstaates einmal näher anzuschauen. Vielleicht lässt sich dem Wesen der Habsburgermonarchie und den Gründen ihres Lebens und Sterbens nirgends besser auf die Spur kommen als bei der Untersuchung ihrer treuesten Diener.

I.2. Fragestellung, Relevanz

Zunächst wäre zu fragen, welchen besonderen gesellschaftlichen Bedingungen die „schwarz-gelbe“ Offizierskaste¹ ihre Entstehung in der Mitte des 18. Jh. verdankte, wie ihre Entwicklung verlief und welches Wesen sie infolgedessen trug. Diese militärische Elite entstand als Notbehelf und war im Laufe der folgenden anderthalb Jahrhunderte zahlreichen staatlichen Gestaltungsmaßnahmen ausgesetzt, in denen sich die wesentlichen Probleme und Reaktionsweisen des Habsburgerstaates spiegelten. Die Untersuchung will zu einer differenzierten Sicht auf die Habsburgermonarchie beitragen, die der für dieses Staatswesen charakteristischen Wechselbeziehung zwischen Dauerkrise und teilweiser Anpassungs- und Überlebensfähigkeit gerecht wird.²

Die legendäre Treue der Offizierskaste zur Dynastie gibt Rätsel auf, stand sie doch in keiner Beziehung zu den größtenteils miserablen Lebensbedingungen der großen Masse des unteren und mittleren Offizierspersonals. Auch die tönenden Titel des Verdienstadels und seine aristokratischen Sonder- und Ehrenrechte, wie sie besonders im Duellwesen zum Tragen kamen, können die enorme Loyalität kaum rational erklären, bedeuteten sie doch nicht nur keine materielle Besserstellung, sondern im Gegenteil oft lästige und gefährliche Verpflichtung. Festzustellen, dass die Dynastie höchst erfolgreich symbolische bzw. ideologische Hoheit in realpolitische Macht ummünzte, ist das Eine. Interessanter und schwieriger jedoch ist zu zeigen, durch welche Mechanismen sie dies vermochte. Solche Erklärung liefert einen Schlüssel zum Verständnis der erstaunlichen

Lebensfähigkeit der Habsburgermonarchie und anderer, vergleichbar zählbarer politisch-ideologischer Verhältnisse.

Vereinzelt taucht in der Geschichtsschreibung eine höchst positive Wertung der relativen Supranationalität des Offizierskorps auf. Die Tatsache, dass Nichtdeutsche, z.B. Juden und (bosnische) Muslime, in der Armee mitunter mehr Chancen auf Karriere und Ansehen hatten als in der restlichen k.u.k. Gesellschaft, hat sogar zur Interpretation der Offizierskaste als Vorbild für europäische Identität verleitet.³ Doch obwohl das Offizierskorps seine herrschaftssichernde Funktion tatsächlich nur erfüllen konnte, weil es den national- und sozialpolitischen Konflikten der Zeit in gewissem Umfang entzogen war, soll im Folgenden argumentiert werden, dass die militärische Elite zum Großteil eine ausgeprägt deutsche Identität aufwies. Dies berührt die alte, höchst aufgeladene Diskussion, ob die Habsburgermonarchie eher als „Völkerkerker“ oder „Völkerverein“ zu gelten hätte.⁴ Arbeitshypothese sei, dass beide Urteile der ambivalenten Rolle des Nationalen im letzten Jh. des Habsburgerstaates nicht angemessen sind, sondern die Herausforderung darin liegt zu verstehen, wie sich im Rahmen der Donaumonarchie das Umkippen einer weithin nicht ethnisch-national kodierten Ordnung in eine Epoche extremer Nationalismen vollzog.⁵ Diese Herangehensweise vermag sowohl die relative Supranationalität der militärischen Funktionselite als auch ihre Verstricktheit ins Nationale aufzufassen.

Der Großteil der ehemaligen k.-k. Offiziere wurde in der Zwischenkriegszeit faschistisch oder nazifaschistisch. Dies gilt nicht nur für jene knappe Hälfte des Kaders, die sich 1918 für eine deutsch-österreichische Identität entschied – um deren Faschisierung es aber i.F. allein gehen wird –, sondern auch für die meisten ungarischen und kroatischen Ex-Offiziere. Angesichts der Tatsache, dass die Ideologie der militärischen Funktionselite ursprünglich keineswegs nazistisch oder faschistisch, sondern aristokratisch und dynastisch geprägt war, ist die rasche Entstehung und Durchsetzung des „Offiziersfaschismus“⁶ erklärungsbedürftig. Solche Erklärung trägt auch zum besseren Verstehen des NS bei, insofern die zu leistende Rekonstruktion der Geistesverwandtschaft zwischen Offizieren und Nazis Licht auf das widerspruchsvolle Gefüge der Nazi-Ideologie wirft.

I.3. Grundannahmen, Begriffe, Methode, Struktur

Diese Arbeit ist geprägt von einem kritischen, emanzipatorischen und materialistischen Wissenschaftsverständnis und knüpft im wesentlichen an das Denken von Karl Marx an, distanziert sich jedoch von dessen Abschließung und Verweltanschaulichung im „Marxismus-Leninismus“ und in den anderen Varianten seiner Nutzbarmachung für Parteien. Die einzigen theoretisch für diese Arbeit relevanten Modifikationen bzw.

Wiederaufnahmen Marxschen Denkens sind daher verschiedene „neomarxistische“ bzw. „westliche“ Ansätze einer sogenannten „neuen Marx-Lektüre“, wie sie sich mit den Namen von Louis Althusser, Benedict Anderson und Moishe Postone verbinden.

Begriffe wie „militärische Funktionselite“ oder „Offizierskaste“ bezeichnen im Folgenden die Offiziere des stehenden Heers der Habsburger als soziale Gruppe, die sich durch eine bestimmte Sozialisation und Rekrutierung, gewisse Sonder- und Ehrenrechte sowie eine eigene Mentalität auszeichnete. Besonders interessieren hier diejenigen Mitglieder dieser Gruppe, die seit den Theresianischen Reformen einen Adelstitel und weitere Ehrenrechte erhielten sowie ihre oft ebenfalls die Offizierslaufbahn einschlagenden Nachkommen: Der eigentliche Militäradel. Von der Offizierskaste abzugrenzen sind die nach 1868 massenhaft auftretenden Reserveoffiziere.⁷

Das Rätsel der Treue des Offiziersstandes soll hauptsächlich mit Hilfe der Theorie der „Ideologischen Staatsapparate“ (ISA) von L. Althusser gelöst werden, deren Erläuterung an der betreffenden Stelle erfolgt. Bezüglich der Kadettenschulen kommen außerdem die Untersuchungen Michel Foucaults über die Funktionsweisen von Bildungs- und Disziplinaranstalten in Betracht.

Der Begriff der Nation in dieser Arbeit folgt den Analysen Benedict Andersons und meint im wesentlichen einen durch politisch-ideologisch motivierte Ein- und Ausgrenzungen hergestellten Herrschaftszusammenhang. Neben dem Aspekt der mehr oder minder bewussten Konstruktion von Nationen durch daran interessierte Eliten ist jedoch zu beachten, dass sich keine Nationsbildung isoliert abspielt, sondern immer im konfliktreichen Wechselspiel mit anderen. Die Entstehung von Nationen und Nationalismen seit dem Mittelalter entsprach einer historischen Entwicklung, die nach klar abgegrenzten und großräumigen administrativen, politischen und ökonomischen Einheiten mit homogenisierten Staatsbevölkerungen drängte. Nationale Ideologien lagern sich immer an geschichtlich Gegebenes an bzw. bedienen sich dessen. Die genannten Umstände erzeugen den Anschein von Naturhaftigkeit und Zwangsläufigkeit der Nationen und Nationalismen, der den meisten historisch-konkreten Individuen keine Wahl zu lassen scheint als die nationale Identifikation zu akzeptieren.

Im Zusammenhang mit faschistischen Tendenzen der sich als deutsch identifizierenden k.-k. Offiziere wird vor allem die völkische Ideologie eine Rolle spielen. Ihr Verständnis folgt im wesentlichen George Mosse. Insofern eine bestimmte Ausformung der völkischen Ideologie als „Nationalsozialismus“ (NS) besonders geschichtsmächtig wurde, ist Mosse auch für den Begriff des NS in dieser Arbeit von Bedeutung. Hinzu kommt die Antisemitismus-Theorie Postones. Das Verständnis von Faschismus folgt der Darstellung Zeev Sternhells. Aus diesen theoretischen Grundlagen folgt eine strikte Trennung zwischen den Begriffen „NS“ bzw. „Nazifaschismus“ und „Faschismus“: Das Besondere des großdeutschen Nazifaschismus – eben die zentrale Bedeutung des im industriell-

bürokratischen Mord an Juden und „Zigeunern“ gipfelnden völkisch-antisemitisch-rassebiologischen Denkens – geht nicht im Allgemeinen der anderen Faschismen auf. Dennoch ist eine allgemeine Theorie des Faschismus möglich: „Jedes Land entwickelte den Faschismus, der seinem spezifischen Nationalismus gerecht wurde.“⁸

Der eben gegebenen Reihenfolge der in dieser Arbeit zu behandelnden Fragen entspricht auch der Gang der Darstellung. Den Schluss bilden eine kurze Zusammenfassung und die Desiderata.

I.4. Forschungsstand, Material

Die Offizierskaste scheint erst in den letzten zwei Jahrzehnten zum sozialgeschichtlichen Gegenstand geworden zu sein. Einige Autoren klagen über die Schwierigkeit der Forschung: Es sei kaum Quellenmaterial oder ältere Geschichtsschreibung zur Masse des mittleren und niederen Offizierskorps vorhanden. Alle Literatur stünde im Bann der herausragendsten Repräsentanten der Offiziere, beginne also gleichsam erst ab der Ebene der Obristen. Weithin im Dunkeln lägen die Lebensbedingungen der einfachen Offiziere, ihre Motivationen zum Eintritt in die Armee und die davon erwarteten Vorteile, ihre Beziehungsgeflechte (Familie, Region, Freundeskreise), das Verhältnis der militärischen zu den zivilen Karrieren und ihre Verteilung nach regionaler Herkunft. Ein großer Teil der Militärgeschichtsschreibung, so vor allem die zahlreich vorhandenen „Regimentschroniken“ aus der Zeit der Habsburger oder der Ersten österreichischen Republik, verfolge lediglich operationsgeschichtliche und glorifizierende Ziele – unbrauchbar für tiefere sozialhistorische Betrachtung. Zwar hätte die kaiserliche Bürokratie massenhaftes, sehr präzises Material über die Offiziere hinterlassen, doch seien die Angaben über Berufe oft ungenau und bezüglich ethnischer Herkunft fehlten sie ganz. Generell wäre die historische Forschung zu Adel, Militär und Offizieren als integraler Bestandteil von Gesellschaftsgeschichte in Deutschland und Österreich erst in den 1990-er Jahren richtig in Gang gekommen.⁹

Dennoch hat die Forschung vieles zusammengetragen, woraus sich die offizielle, administrative Seite der Entwicklung der Offizierskaste erschließt. Die Materialbasis dieser Arbeit bilden somit hauptsächlich Standardwerke der habsburgischen Militärgeschichte und einige neuere, speziell den Offizieren gewidmete Arbeiten. Während die vorliegende Literatur Entstehung und Entwicklung des Militäradels gut erhellt, sind die Fragen nach dem Geheimnis der Treue der Offiziere, ihrer nationalen Identität und den Gründen ihrer Faschisierung schwerer zu beantworten. Am ehesten hätten noch die Hinterlassenschaften der Militärbürokratie, Biographien und Memoiren von Offizieren und ihren Zeitgenossen, zeitgenössische Romane und Bühnenstücke sowie die umfangreichen Zeugnisse des österreichischen Militär- und Dynastiekultes

mentalitätsgeschichtlich ausgewertet werden müssen. Wegen der riesigen Fülle dieses Materials war das nicht zu leisten. Zudem fehlt es anscheinend generell an Wissen über das Massenbewusstsein, die Loyalitäten und Identitäten der Bevölkerungen im Habsburgerreich.¹⁰ Somit tragen viele Aussagen dieser Arbeit notgedrungen vorläufigen Charakter.

I. Abriss: Entstehung und Entwicklung des Militäradels

II.1. Ausgangssituation

Vor, während und noch lange nach dem 30-jährigen Krieg funktionierte die habsburgische Militärmacht nach dem damals in ganz Europa üblichen Schema des „freien Kriegshandwerks“ und des Kriegsunternehmertums. Vermögende, meist adlige Kriegsherren kauften vom kaiserlichen Hof oder von dazu berechtigten anderen Kriegsherren Offizierspatente („Obristenpatente“) und erhielten eine Summe vorgeschossen, mit der sie ihre Truppen unterhielten. Etwaige Überschüsse durften einbehalten werden.¹¹ Der Kriegsunternehmer musste meist eigenes Kapital investieren; die Gewinne ergaben sich im Kriegsfall wesentlich aus der Plünderung der Kriegsgebiete.¹² Rekrutierung, Ausbildung, Ausrüstung, Militärgerichtsbarkeit und Administration lagen in der Hand des Kriegsunternehmers. Einige erfolgreiche Kriegsherren stiegen in die Hocharistokratie auf.¹³ Die Offiziersstellen waren eine Domäne des Adels, doch bestimmte Bedingungen wie im 30-jährigen Krieg konnten auch nichtadlige Emporkömmlinge begünstigen. Sehr hoch war im Offizierskorps der Anteil adliger Abenteurer, die nicht aus den Territorien der Habsburgermonarchie stammten (v.a. Reichsdeutsche, Italiener, Franzosen, Wallonen, Spanier, Schotten, Iren und Polen). Nur langsam wandelte sich das Heer der Habsburger vom Söldnerheer zum stehenden Heer eines absolutistischen Fürstenstaates. Ständestaatliche und Elemente des Kriegsunternehmertums fanden sich zwar, wie das Kompaniewesen der preußischen Armee bis 1807, auch im Militär anderer europäischer Staaten, im Heer der Habsburger waren sie jedoch Mitte des 18. Jh. vergleichsweise stärker ausgeprägt. Im Unterschied zu Preußen blieben ständische und Regimentswerbung bis zu Maria Theresia die Hauptrekrutierungsmethoden der Armee. Die Kommandeure der Regimenter („Regimentsinhaber“) waren deren Kriegsunternehmer und Namensgeber, d.h. sie sorgten wie früher weitgehend eigenverantwortlich für Ausrüstung, Verpflegung, Besoldung, Bekleidung, Unterbringung und Ausbildung ihrer Soldaten. Dazu erhielten sie aus den kaiserlichen Finanzen eine Pauschalsumme, deren Überschuss ihnen zukam. Dieses System privilegierte den Hochadel beträchtlich.¹⁴

In den Schlesischen Kriegen, die Österreich um die Mitte des 18. Jh. gegen Preußen zu führen hatte, offenbarte sich die Ineffektivität des Habsburgerheeres und die Unfähigkeit

der hochadligen Funktionselite.¹⁵ Die Krise motivierte zu tiefgreifenden Reformen, welche die habsburgisch regierte „monarchische Union von Ständestaaten“ (Otto Brunner)¹⁶ zentralisieren sollten. Auf militärischem Gebiet kam es erst jetzt zur Schaffung eines stehenden Heeres auf dem z.B. von Frankreich oder Preußen repräsentierten Stand der Zeit. Dabei war eins der entscheidenden Probleme, zahlenmäßig ausreichendes, militärisch qualifiziertes und loyales Offizierspersonal zu beschaffen. Ein modernes Heer erforderte wesentlich mehr Offiziere pro Mannschaften als die Tradition des freien Kriegshandwerks.¹⁷

Die Klagen über das Offizierskorps waren alt und betrafen mangelnde fachliche Ausbildung¹⁸, überzogene Karriereerwartungen, fehlende Motivation und Eigeninitiative, lange Abwesenheitszeiten der Offiziere von der Truppe oder häufige Abbrüche von Militärkarrieren wegen familiären und ökonomischen Angelegenheiten¹⁹, Insubordination, fehlenden Zusammenhalt sowie den Hang zu Intrigen und Fraktionierungen. Die letzten Punkte resultierten aus der Heterogenität des Offizierskorps. Starke, ins Offizierskorps hineinwirkende Regionalismen kennzeichneten die noch weitgehend ständestaatliche Habsburgermonarchie dieser Zeit. Ein gemeinsames Österreichbewusstsein entstand gerade erst. Zudem war der Anteil der Offiziere aus den habsburgischen Kernterritorien relativ gering, stark aber die Präsenz von adligen katholischen Abenteurern aus dem Reich und ganz Europa.²⁰ Während in Preußen der Landadel den Militärdienst als Quelle von Einkommen und Ansehen recht eifrig frequentierte, bevorzugte der österreichische Adel Hof- und kirchliche Ämter, wenn er sich nicht gleich ausschließlich der Verwaltung seiner Güter und dem Verzehr seiner Einkünfte widmete. Diese zivile Tendenz bestand umso eher, je höher Adelsklasse und Vermögen waren. Im Vergleich zum durch den 30-jährigen Krieg gebeutelten und protestantisch-kalvinistischen Preußen war der Adel des Habsburgerreiches insgesamt vermögender, gleichzeitig ließ sich auf hohen zivilen und kirchlichen Posten mehr verdienen.²¹ Zudem konnten sich die Habsburger auf den sehr heterogenen Adel ihrer Territorien nur wenig verlassen: Die fanatische Rekatholisierungspolitik hatte große Teile des niederösterreichischen und böhmischen Adels dem Kaiserhaus entfremdet; die Ungarn waren prinzipiell rebellisch.²²

Ein weiteres Problem: Die adlig dominierten Stände wollten die Offiziersstellen in den mit ihrer Hilfe rekrutierten Truppen ihren eigenen Sprösslingen vorbehalten, während die Habsburger danach strebten, ihre Kontrolle über diese Truppen durch die Einsetzung landfremder Offiziere zu erhöhen. Die Politik der Kaiser ging dahin, solche landfremden Offiziere als verlässlichere Elemente in die regionalen Adelsgesellschaften zu integrieren. Dem setzte der landsässige Adel großen Widerstand entgegen. Wenn die Integration aber gelang, glichen sich die Landfremden interessensmäßig und politisch den Eingewessenen an und stellten somit keine Unterstützung für die Zentralisierungsbemühungen der

Habsburger mehr dar. Folgerichtig bemühten sich die Habsburger, die Offizierskorps der einzelnen Regimenter möglichst verschiedenartig zusammenzusetzen. Insgesamt scheinen die Habsburger ihrem mittleren und niederen Adel misstraut zu haben und konzentrierten sich stärker auf die Einbindung des Hochadels in ihre Zentralisierungspolitik, wozu die Vergabe hoher Militärränge ein wichtiges Mittel war. Dementsprechend dominierten im unteren und mittleren Offizierskorps Bürgerliche, während die Obristen- und Generalsstellen – oft ohne ausreichende Qualifikation und Leistung – dem Hochadel zufließen. Der Hochadel beteiligte sich bis zum Ende der Monarchie prozentual gesehen viel stärker am Offizierskorps als der mittlere und niedere Erbadel. Dennoch musste die Führung der Habsburgermonarchie ca. 1748/49 konstatieren, dass die Bemühungen um Einbindung des Hochadels den Offiziersbedarf nicht decken konnten.²³

Der Mangel an Offizieren hatte materielle Gründe: Die Offiziersbesoldung ermöglichte unterhalb des Kompaniechefs keine ausreichende, geschweige denn standesgemäße Existenz- und Familienführung. Selbst vermögende Offiziere mussten in den ersten Dienstjahren oft draufzahlen. Die Situation wurde durch häufige enorme Soldrückstände verschlimmert. Es kam zu Elendsfluchten aus Dienst und Familie.²⁴ Zusammengefasst motivierten folgende Faktoren in ihrer Gesamtheit zur zielbewussten Schaffung einer militärischen Funktionselite aus Nicht-Adligen unter Maria Theresia: Mangelnde fachliche Qualifikation sowie zu starke Fragmentierung des Offizierskorps, Mangel an Offizieren (unter den Bedingungen eines durch modernisierende Umbauten enorm gestiegenen Bedarfs) infolge der Zurückhaltung der meisten Adligen gegenüber der Armee, der politischen Unzuverlässigkeit großer Teile des Adels und der fehlenden materiellen Attraktivität militärischer Karrieren.

Der militärische Verdienstadel war nicht ohne Vorläufer in der habsburgischen Herrschaftspraxis: Nobilitierungen bzw. Rangerhöhungen herausragender Militärs gingen bis auf den 30-jährigen Krieg zurück. Im Jh. zwischen Westfälischem Frieden und Theresianischen Reformen waren ebenfalls mehrfach gute Erfahrungen mit der Förderung und Adellung militärisch talentierter Emporkömmlinge gemacht worden. Wie der Militäradel zeichnete sich auch das kosmopolitische Offizierskorps der vortheresianischen Zeit durch große Loyalität aus, denn seine Mitglieder verdankten wie der spätere Militäradel alles dem Kaiserhaus.²⁵ Die entscheidende qualitative Veränderung unter Maria Theresia bestand in der zahlenmäßigen Verbreiterung, Verregelung und Institutionalisierung einer militärischen Funktionselite als gesellschaftlicher Schicht. Die Bildung der Offizierskaste war einer existenzbedrohenden Krise geschuldet: Dem Versagen der traditionellen habsburgischen Machtprojektion in den Schlesischen Kriegen. So wichtig die Militärkaste für den Fortbestand der Dynastie werden sollte: Ihre Notwendigkeit ist ein Indiz der Schwäche des habsburgischen Staates,

seiner Unfähigkeit schon im 18. Jh., die adligen und bürgerlichen Eliten der von ihm beherrschten Gesellschaft zur aktiven Unterstützung der Monarchie zu motivieren.²⁶

II.2. Entwicklung und Wesen

Die Schaffung des militärischen Verdienstadels, der „Zweiten Gesellschaft“ im Gegensatz zur erbadligen „Ersten Gesellschaft“, erfolgte insbesondere durch Vergabe von Adelstiteln, Ehrenrechten und großzügigen Belohnungen herausragender Militärs. Ein Ehrenrecht, das jedem uniformierten Offizier gebührte, war ab 1751 die Hoffähigkeit, d.h. die allgemeine Zulassung zu höfischen Festen und Empfängen. Die Hinterbliebenen aller Offiziere wurden ebenfalls 1751 von sämtlichen Sterbe- und Erbschaftssteuern befreit. Im Jahre 1767 erhielten Generale und „Oberoffiziere“ das Jagdrecht auf Cameralgütern.²⁷ Auch die vorgeschriebenen Anreden für Offiziere – „Exzellenz“ ab dem Rang eines Feldmarschalleutnants (Divisionskommandeur), „Hochwohlgeboren“ für Staboffiziere und „Wohlgeboren“ für Fähnriche und Leutnants – drückten ihren herausgehobenen Status aus. Seit ca. 1750 wurden umfangreiche Nobilitierungen vorgenommen.²⁸ Neben dem von Maria Theresia begründeten Verfahren, nach 30-jähriger Dienstzeit zu adeln, brachten auch verschiedene Orden die Standeserhebung mit sich: Ab 1757 der Militär-Maria-Theresien-Orden²⁹, ab 1765 der St. Stephansorden, ab 1808 der Leopoldsorden und ab 1814 der ursprünglich von Napoleon für Italien gestiftete Orden der Eisernen Krone.³⁰ Nur ganz selten kamen geadelte Offiziere in den Grafenstand. Die meisten wurden Ritter oder Freiherren; die Baronie bildete faktisch eine Obergrenze. Nirgends in Europa nobilitierte man so viel wie im Habsburgerstaat des 19. Jh. Ein „adliges Proletariat“ bildete sich, so dass Ordensverleihungen und Nobilitierungen in den 1880-er Jahren eingeschränkt werden mussten.³¹ Während der gesamten Existenz der „Zweiten Gesellschaft“ blieb eine scharfe Trennung von der „Ersten Gesellschaft“ bestehen – noch zusätzlich zu der in den Funktionsebenen des Habsburgerstaates und der sonstigen Gesellschaft vorhandenen Trennung zwischen Adel und Bürgertum sowie zur eklatanten Kluft zwischen der Armee und der zivilen Bürokratie.³²

Maria Theresia führte erstmalig eine bedarfsorientierte Besoldung der Offiziere ein.³³ Eine bessere Offiziersausbildung wurde durch die Einrichtung von Kadettenschulen und Militärakademien angestrebt. Die Kadettenschulen standen Zöglingen offen, deren Familien die Ausbildung selbst bezahlen konnten („Selbstausrüster“) und waren außerdem für die Söhne von Offizieren, Unteroffizieren und niederen Beamten vorgesehen. Daneben existierten Militärakademien wie die 1666 vom Baron Richthausen von Chaos gegründete Militär-Ingenieurschule, die 1717 vom Prinzen Eugen geschaffene private Akademie mit einem jährlichen Schulgeld von 1000fl. und die unter Maria Theresia gebildeten staatlichen Militärschulen, v.a. die Akademie in der Wiener Neustadt.

Die Lehrplätze an den Kadettenschulen und Militärakademien waren zahlungspflichtig, doch gab es viele vom Kaiserhaus und anderen Stipendiengebern, z.B. Regimentsinhabern und Landständen, voll oder zur Hälfte finanzierte Plätze, um den Söhnen armer Offiziere und „Militärwaisen“ eine Ausbildung zu ermöglichen. Volle Jahrgelder wurden nur selten, und zwar von in- und ausländischen Hochadels- und Großbürgersprösslingen entrichtet. Der Offiziersnachwuchs war in den Kadettenschulen barbarischer Disziplinierung und nachhaltiger ideologischer Indoktrination unterworfen. Den streng von der Umwelt isolierten Zöglingen wurde übermäßig viel Lernstoff zugemutet. So produzierten diese Schulen vorwiegend unselbständiges, wenig intelligentes und in praktisch-technischer Hinsicht unzureichend ausgebildetes Personal.³⁴ In der zweiten Hälfte des 19. Jh. kam mit dem Einjährig-Freiwilligentum noch ein weiterer Ausbildungsweg für Offiziere hinzu: Gebildete erhielten die Möglichkeit, nach einjährigem Dienst als gemeiner Soldat eine Offizierslaufbahn zu beginnen. Das System der Offiziersausbildung wurde bis zum Ende der Habsburgermonarchie nie vereinheitlicht, was eine Vielzahl möglicher Karrierewege entstehen ließ und Modernisierung und Verwissenschaftlichung erschwerte.³⁵

Zur Rekrutierung der Offiziere: Theoretisch konnte - bei tadellosem Vorleben und einer gewissen „sozialen Bildung“ - jedermann die Offiziers- oder Offiziersaspirantenprüfungen ablegen, praktisch waren unterbürgerliche Schichten ausgeschlossen. Unteroffiziere wurden nach sechs Jahren zur Prüfung zugelassen.³⁶ Ein Großteil der Berufsoffiziere entstammte – mit wachsender Tendenz – dem Bürgertum und der Offizierskaste selbst. Söhne von niederen Beamten und Unteroffizieren bildeten ein weiteres Reservoir. Die erst 1881 aufgelöste Militärgrenze lieferte viele Offiziere: Den Grenzern wurde Lese- und Schreibunterricht erteilt; die Begabtesten konnten eine Offizierslaufbahn antreten.³⁷ Die Kavallerie blieb eine Domäne des alten Adels und der Vermögenden – allein schon, weil sich diese eher teure, gute Pferde leisten konnten. Obwohl immer nachrangig gegenüber dem deutschen Element, war der ungarische Landadel ein wichtiges Rekrutierungsreservoir v.a. für Reiteroffiziere.³⁸ Bei der Reiterei gab es aufgrund bestimmter Regimentsinhaberschaften auch viele hannoveranische Adlige. Die Offiziersgeschlechter Kavanagh, O'Donnel, Taaffe und Wallis waren irischer Herkunft. In den Militäradel gingen auch Schweizer, belgische, lothringische und luxemburgische Adlige ein, die vor der Französischen Revolution geflüchtet waren.

Hoch lag bis ungefähr 1866 der Anteil „ausländischer“ Offiziere, z.B. aus den katholischen Adelsgeschlechtern des alten Reichs. Es war bis 1848 nicht selten, dass Offiziere in mehr als einer Armee gedient hatten.³⁹ Bis zur preußisch dominierten deutschen Nationalstaatsbildung blieb der Dienst bei den Habsburgern für deutsche Aristokraten attraktiver als der bei den Hohenzollern, was auch an den guten Karrierechancen für Adlige in der österreichischen Armee lag. Die höchsten

Offiziersstellen blieben lange weitgehend dem Hochadel und den Mitgliedern des Kaiserhauses vorbehalten. Erst nach 1866 kam eine Tendenz voll zum Tragen, die schließlich zur Absage nicht nur des deutschen, sondern auch des österreichischen alten Adels ans Militär der Habsburger führte und das Offizierskorps mehrheitlich den Bürgerlichen und dem Militäradel überließ – eine Entwicklung, die im Deutschen Reich nicht zu beobachten war. Die militärischen Niederlagen der Habsburgermonarchie im Italienfeldzug von 1859 und im deutschen Krieg von 1866 führten zu einer weitgehenden Verdrängung des vorher die Generalität beherrschenden Hochadels durch Angehörige des Dienstadels und Bürgerliche. Die Institution des Militäradels hatte nicht verhindert, dass noch bis zur Katastrophe von 1866 Hochadlige v.a. die Generalsränge der Kavallerie dominierten und generell vorgezogen wurden.⁴⁰ Es herrschten hemmungsloser Protektionismus und Nepotismus, aus denen Unfähigkeit, Überalterung, Faulheit, Laxheit, Bequemlichkeit, schlechte technisch-wissenschaftliche Vorbereitung, schlechte Behandlung der Untergebenen und allgemein ein Mangel an Motivation und Eigeninitiative im Offizierskorps resultierten.⁴¹ Auch die eiserne Disziplin und Subordination im Offizierskorps lähmte die Eigeninitiative, während die Aussicht auf Auszeichnungen wie den Maria-Theresien-Orden, die eingeführt worden waren, um dem Mangel an Eigeninitiative abzuhelfen, manchen zu Übereifer und Unvorsichtigkeit verführte.⁴² Große Anstrengungen unternahm man nach 1848 und noch mehr nach 1866 hinsichtlich der Modernisierung von Ausbildung und Ausrüstung.⁴³ Erst im Jahre 1868 wurde das Regimentsinhabertum endgültig zu einem Ehrenposten und das Leistungsprinzip zur wichtigsten Richtlinie bei Beförderungen. Vor allem letzteres verursachte den starken Rückgang der Militärdienstwilligkeit beim Hochadel des Habsburgerreiches.⁴⁴

Die Offizierskaste geriet immer mehr in Gegensatz zu den erstarkenden Nationalismen und anderen neuen Ideologien sowie zur bürgerlichen Lebensform überhaupt, was zu einer Stärkung des inneren Zusammenhalts, aber auch zu Rekrutierungsproblemen führte. Dem Offiziersstand fehlte die materielle Attraktivität, die Alt-Österreicher tendierten immer stärker zum Nationalismus, Konskriptionssystem und Berufsoffizierstum hielten die Bildungsbürger vom Militär fern. Generell zeigten sich die entstehenden nationalen Bürgertümer in der Habsburgermonarchie am Dienst im Heer des Gesamtstaates desinteressiert, was dem Zustrom in die verschiedenen Landwehren zugute kam.⁴⁵ Während sich Hochadel sowie Bildungs- und Besitzbürgertum zunehmend vom Staatsdienst zurückzogen, stieg der Anteil unterbürgerlicher und kleinbürgerlicher Schichten ebenso wie der nichtdeutscher Ethnien. Außerdem reproduzierte sich die Offizierskaste in stärkerem Maße aus sich selbst.⁴⁶ In der Literatur ist sogar von der Wende vom „alt-österreichischen Berufsheer deutscher Prägung“ hin zu einem österreichisch-ungarischen „Völkerheer“ nach 1866 die Rede.⁴⁷ Dennoch blieb das

Offizierskorps bis zuletzt deutsch und aristokratisch dominiert, wobei die „Aristokratie“ auch den Verdienstadel umfasste.⁴⁸ Der deutschen Dominanz kam die militärische Verselbständigung des ungarischen Reichsteils in den Honvéd-Truppen ab 1867 zugute.⁴⁹ Zwischen dem Offizierskorps der eher bürgerlich geprägten Waffengattungen technische Truppen und Artillerie, die offener für liberale und konstitutionelle Tendenzen waren und dem mehr aristokratischen und fanatisch altkonservativen Kader der Infanterie und besonders der Kavallerie gab es immer eine Distanz.⁵⁰ Die nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht massenhaft auftretenden bürgerlichen Reserveoffiziere wurden von den Berufsoffizieren nie als vollwertige Kameraden akzeptiert, übernahmen aber ihrerseits gerne die Wertvorstellungen und Attitüden der Offizierskaste.⁵¹

Das habsburgische Offizierskorps zeichnete sich durch extremen Konservatismus und schlechte Behandlung der Soldaten aus.⁵² In Sachen Ausbildung und Technik blieb die österreichische Armee bis ca. 1867/68 eine der rückständigsten Europas.⁵³ Ein weiteres Wesensmerkmal der Offizierskaste war das niedrige geistige Niveau der meisten ihrer Vertreter. Es hatte seine Ursachen im Drill der Kadettenschulen, in der militärischen Abstinenz des Bildungsbürgertums, in der halb erzwungenen, halb verinnerlichten politischen Sterilität der Offiziere, in der unter ihnen weit verbreiteten Armut und ihrer Isolation von den umgebenden kulturellen und politischen Milieus.⁵⁴

Nur die Treue der Offiziere rettete den Habsburgern in der Revolution von 1848 die Macht. Diese Treue machte nicht halt vor Insubordination gegenüber dem Kaiser, der durch die Revolution in Wien zeitweilig zur Akzeptanz einer liberal-konstitutionellen Regierung und Politik gezwungen war.⁵⁵ Der Mythos einer Neugründung der Monarchie durchs kaisertreue Militär verdrängte, dass sich 1848/49 die erste und einzige innere Krise des habsburgischen Militärs zutrug. Es gab durchaus eine Menge aufständischer Offiziere: In der revolutionären Honvéd-Armee kämpften bei weitem nicht nur Ungarn, sondern auch viele Polen und Deutsche. Die Loyalität des Offizierskorps musste durch das Blutgericht von 1849 erst wiederhergestellt werden.⁵⁶ Das Offizierskorps ging mit gestärktem Selbstbewusstsein und Korpsgeist aus den Bürgerkriegen hervor.⁵⁷ Nach 1849 verfestigte sich endgültig jene exklusive Standesmentalität, welche den Dienstadel über nationale und soziale Friktionen erhob und ihn befähigte, den Zusammenhalt der Monarchie noch Jahrzehnte gewaltsam zu wahren. Dass der länger als jeder andere Habsburger regierende Kaiser Franz Josef eine bis dahin in der Dynastie unübliche Wertschätzung des Militärischen zur Schau und zu öffentlichen Anlässen ausschließlich Uniform trug, förderte diese Mentalität.⁵⁸ Durchaus bewusst und geschickt gestreute Gunstbeweise des Monarchen an das Offizierskorps werteten dessen Prestige auf.⁵⁹ Um den „Armee-Geist“, also die exklusive Standesmentalität und damit die Loyalität der Offizierskaste zu stärken, wurde gezielt eine militärische Parallelwelt geschaffen.⁶⁰ Die Habsburgermonarchie stellt sich spätestens ab 1848 als vorwiegend militärisch

zusammengehaltener Komplex dar. Das Militär war die einzige gesamtstaatliche Institution und für die Selbsterhaltung der Monarchie noch wichtiger als Schule und Kirche.⁶¹

Nur die Loyalität der militärischen Funktionselite, also die Gewaltausübung einer privilegierten, dünkelhaften Kaste sicherte ab 1848 das Überleben der Habsburgermonarchie.⁶² Einen größeren sozialen Rückhalt konnte sich die Dynastie nicht mehr verschaffen. Die legendäre Treue der adeligen Berufsoffiziere steht in umgekehrtem Verhältnis zur Loyalität eines Großteils der k.u.k. Bevölkerung. Die Funktionalität der Offizierskaste lag vorrangig in der angedrohten und tatsächlichen gewaltsamen Unterdrückung der Bevölkerungen.⁶³ Außenpolitisch gilt, dass die Armee der Habsburger fast immer geschlagen wurde, wenn sie auf sich allein gestellt mit der Streitmacht einer europäischen Großmacht zu tun hatte. Anders lief es nur unterm Prinzen Eugen – also vor der Schaffung des Militäradels!⁶⁴ Am Ende war das k.u.k. Militär der einzig verbliebene Ort eines gesamtstaatlichen Bewusstseins außerhalb der Dynastie und das letzte Mittel der Verteidigung des Staates gegen überwältigende innen- und außenpolitische Probleme.⁶⁵ Dennoch unterlag das Militär strenger bürokratischer, polizeilicher und geheimdienstlicher Überwachung, die das Primat der Politik bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges sicherte.⁶⁶

II. Die rätselhafte Treue der Offiziere

III.1. Das Rätsel

Eine wichtige Rolle spielte in der Offiziersideologie der Zusammenhalt, der zumindest in der Theorie den einfachen Leutnant zum Kameraden auch des Generals machte und die Unterschiede zwischen Reichen und Nichtreichen, Adeligen und Nichtadeligen nivellierte.⁶⁷ Dieser sogenannte „Armee-Geist“, der auch immer wieder als Totschlagargument gegen Kritik und Opposition innerhalb des Offizierskorps herhalten musste, wurde durch die enge Bindung des Offiziers an sein Regiment, aus dem er nur ausnahmsweise versetzt wurde, und durch die teils geographische, teils soziale Isolation der Garnisonen gefördert. Sein umgangsförmlicher Ausdruck war das „Armee-Du“, also das unterschiedslose Duzen innerhalb des Offizierskorps. Später galt dies jedoch nur noch unter alten Kameraden, und die Dienstvorschrift von 1873 verfügte formell das „Sie“.⁶⁸ Auch die Gleichberechtigung aller Waffengattungen, v.a. der Verzicht auf besondere Gardeeinheiten sollten den „Armee-Geist“ im Sinne einer Egalität der Privilegierten festigen.⁶⁹ Dem kameradschaftlichen „Armee-Geist“ entsprach jedoch keinerlei tatsächliche Chancengleichheit im Offizierskorps, vielmehr war es scharf differenziert nach Beziehungen, Herkunft und Reichtum.⁷⁰ Vor 1868 hatte in Friedenszeiten eigentlich nur der Hochadel Aussicht auf einigermaßen schnelles Avancement. Ansonsten war das

wichtigste Kriterium der Beförderung die Anciennität, was die Karrierechancen extrem verschlechterte und zu einer krassen Überalterung des Offizierskorps führte.⁷¹ Erst nach 1866 verfügte man eine Altersgrenze von im Frieden 65, im Krieg 60 Jahren, doch wurde der Widerspruch zwischen Anciennität und Auszeichnung im Dienst als Kriterien der Beförderung nie wirklich aufgelöst.⁷² Zu einer weiteren Verzerrung führte der zwar schon 1768 verbotene, aber bis 1848 praktizierte Offiziersstellenkauf, durch den der Staat die Pensionierung des bisherigen Stelleninhabers, also des Verkäufers, einsparte.⁷³

Zwischen den als Leutnants ins Heer eintretenden Absolventen der Militärakademien und den Fähnrichen aus den Kadettenschulen sowie unter den Waffengattungen bestanden entgegen der offiziellen Ideologie ausgeprägte Hierarchien.⁷⁴ Der „Armee-Geist“ führte kaum zu sozialen Mischungen, etwa Heiraten über Standesgrenzen hinweg. Die nivellierende Wirkung des „goldenen Portepees“ blieb außerhalb des engeren Bereiches der Armee ohne größere Wirkung.⁷⁵ Zwar mangelt es an Kenntnis um die Motivationen für den Eintritt in die Armee, aber die Hoffnung auf bessere gesellschaftliche Verbindungen scheint z.B. bei vielen ungarischen Landadligen bestimmend gewesen zu sein⁷⁶ – eine im Regelfall enttäuschte Erwartung. Die Treue der Offiziere wirkt auch deswegen rätselhaft, weil es im Offizierkorps immer wieder zu ernststen Verstimmungen dem Kaiser gegenüber kam, etwa wegen der Kaltstellung und ungnädigen Behandlung von so verdienten Militärs wie dem Fürsten Windischgrätz und dem Grafen Haynau. Zeitweilig war die Rede vom „(Un-) Dank des Hauses Österreichs“ sprichwörtlich.⁷⁷

Die Offiziere der Habsburger gehörten zu den am schlechtesten bezahlten Europas. Bis 1850 blieben die unter Maria Theresia festgelegten „Gebühre[n]normale“ gültig, welche 100 Jahre zuvor bedarfsgerecht gewesen waren, mittlerweile aber die allein auf sie Angewiesenen regelrecht hungern ließen.⁷⁸ Am elendsten ging es den Offizieren vor, während und nach den napoleonischen Kriegen.⁷⁹ Auch nach der überfälligen Anhebung von 1850 verdiente ein Unterleutnant mit 400fl. im Jahr nur das Doppelte des Existenzminimums eines Tagelöhners mit Familie.⁸⁰ Zulagen für Dienstpferde und Bereitschafts- bzw. Kriegsdienst verbesserten die prekäre Situation nicht wesentlich. Dem entsprach die karge „Offizierszimmer-Normale“: Bett, Tisch, Stuhl, Waschgelegenheit, Trinkgefäß. Die Unterbringung der Offiziere war generell schlecht, besonders bei der Infanterie.⁸¹ Im Jahre 1855 wurden die Pensionen neu geregelt: Die Mindestpension von 200fl. bei fünfjähriger Dienstzeit entsprach genau den kulturell-konventionellen Reproduktionskosten der Arbeitskraft eines Tagelöhners – wie unangemessen niedrig für Offiziere: Dafür sollte treu gedient und notfalls das Leben riskiert werden! Es konnte wie bei der Flotte nach 1859 zu Jahren der Hungersnot bei Mannschaften und Offizieren kommen.⁸² Lange Zeit sorgten die Offiziere selbst für ihre Verköstigung.

Herausragendere Militärs ließ sich Franz Joseph I. etwas mehr kosten: Der Generalmajor verdiente 10-mal soviel wie der Unterleutnant, kommandierende Generale erhielten recht üppige jährliche „Tafelgelder“ von 3000-18000fl., die Maria-Theresien-Ritter eine jährliche Pension von 1200, später 1500fl. Auch Stabs-, Genie-, Marine- und mit logistischen Aufgaben (Fuhrwesen, Montur, Remonte) betraute Offiziere – also die in der k.-k. Armee eher seltenen technisch-wissenschaftlichen Fachleute – waren besser gestellt als die Masse. In der Bilanz ergibt sich dennoch ein groteskes Missverhältnis zwischen Bezahlung und erwarteter Leistung des Offizierskorps.⁸³ Insbesondere entsprachen die Saläre nicht dem aristokratischen Selbstgefühl der Offizierskaste und den gesellschaftlichen Anforderungen an ihr Auftreten und Erscheinungsbild. Dies wurde durch die einjährige Karez zwischen Beförderung und Anhebung des Solds verschärft. Viele Offiziere verschuldeten sich folgerichtig, was solche Ausmaße annahm, dass mit gesetzlichen Erschwerungen des Schuldenmachens und speziellen – privaten – Armeekreditanstalten gegengesteuert werden musste, ohne damit wirklich Erfolge zu erzielen. Zahlreiche Offiziere nahmen sich wegen Schulden das Leben.⁸⁴ Bis zum Uniformwechsel 1868 war es auch noch höchst problematisch für sie, ihre weißen Röcke sauber zu halten. Endlose Streitigkeiten zwischen Offizieren und Bürokraten um die Rückerstattung von Auslagen ergänzten die Misere.⁸⁵ Die schreienden Missstände zwangen 1868 zu einer substanziellen Anhebung der Gehälter. Ein kompliziertes bürokratisches System der Bedarfserrechnung und Auszahlung je nach Charge, Rang, Garnisonsort, Waffe, Funktion usw. führte dazu, dass ein in Wien stationierter Leutnant nach Zusammenrechnung aller Bezüge (Gage, „Subsistenzzulage“, „Quartiergeld“, „Diener-Äquivalent“...) immerhin monatlich 104fl. 33kr., jährlich also 1251, 96fl. erhielt – für einen Ledigen durchaus hinreichend. Preisgünstiges und reichhaltiges, doch schrecklich eintöniges Mensaessen wurde eingeführt, auch zur Steigerung des Gemeinschaftsgefühls. Dennoch blieb das Salär – v.a. im Hinblick auf die Repräsentationspflichten der Offiziere – immer knapp bemessen.⁸⁶

Seit der Schaffung der Offizierskaste stand die chronisch knappe Staatskasse vor dem Problem der Versorgung von Offizierswitwen und –waisen. In der zweiten Hälfte des 19. Jh. wurde das staatliche Tabakmonopol an Offizierswitwen verpachtet, von denen trotzdem viele in großer Armut lebten. Bereits Maria Theresia hatte 1750 die Eheschließung des Offiziers von der Zustimmung des Inhabers, des Kommandanten und einer Offiziersversammlung des Regiments abhängig gemacht. Gestiegene Heiratslust der Offiziere führte in einem langen Prozess von 1812-1861 zur Einführung zahlreicher bürokratischer Ehehindernisse. Heiraten mussten – vom Regimentskommandanten oder höheren Chargen – erst erlaubt werden, die Bräute unbescholten sein. Des Weiteren wurde die Genehmigung an eine Kautionsgebunden, die hoch genug war, um einen großen Teil der mittleren und unteren Offiziere nachhaltig an der Eheschließung zu hindern. Die

Zinsen der bei der Hofkammer hinterlegten Kationen flossen dem Paar zu.⁸⁷ Bei Offizieren unter 30 Jahren verdoppelte sich die Kation, außerdem durfte nur ein Drittel der Offiziere eines Regiments verheiratet sein. Witwen von im Dienst gestorbenen Offizieren sowie deren volljährige Waisen erhielten weiter die Löhnung des Toten, während sonstige Witwen und Waisen ganz von den hinterlegten Kationen abhingen. All dies hielt den Anteil verheirateter Offiziere gering und machte Konkubinate und illegitime Kinder zur häufigen Erscheinung⁸⁸ - ebenso wie die Inanspruchnahme von Prostituierten, Geschlechtskrankheiten und Homosexualität.⁸⁹

Die Standesehre der Offiziere gewährte zwar symbolische Privilegien, auferlegte aber auch zahllose gefährliche und unbequeme Verpflichtungen, durch die viele Individuen in persönliche Konflikte gerieten.⁹⁰ „Ehrverfahren“ erfolgten bei Zivilisten nur auf Antrag, bei Militärs jedoch von Amts wegen.⁹¹ Die geschriebenen und ungeschriebenen Vorschriften, die das „Dekorums des Offiziersstandes“ gewährleisten sollten, zählten zu Dutzenden, ohne dass es je zu einer verbindlichen Kodifizierung gekommen wäre: Offiziere durften keine Heiratsannoncen in Zeitungen aufgeben, keine Omnibusse benutzen, nicht als Statisten beim Theater arbeiten, keine demokratischen Lieder singen oder spielen, nicht der Freimaurerei beitreten, keine Posten in der Industrie annehmen, nicht öffentlich betrunken sein, keinen „unsittlichen Lebenswandel“ führen, dem Spiel nicht zum Erwerb oder Betrug frönen, nicht mit Personen von „üblem Ruf“ und „übler Sinnesart“ umgehen, keine „schmutzigen Schulden“ bei sozial sehr viel tiefer stehenden Personen machen⁹², sich in der Öffentlichkeit oder an „ehrfurchtgebietenden Orten“ nicht unanständig benehmen, das Ehrenwort nicht brechen usw. Seit 1854 war das Tragen eines Schnurrbarts in der Landarmee Pflicht.⁹³ Bei Verstößen legten spontan gebildete Offizierskommissionen oder die Offiziersversammlungen der Regimenter den betreffenden Kollegen eine Quittierung des Dienstes nahe, was in der Regel als bessere Alternative zum Kriegsgericht befolgt wurde.⁹⁴ Der Druck der „Offiziersstandesehre“ trieb so manchen zum Selbstmord. Ab 1868 wahrten „Ehrenräte“, die aus drei Mitgliedern bestanden und mit Stimmenmehrheit den Ausschluss aus der Armee verfügen konnten, das Offiziers-„Dekorums“. ⁹⁵ In ihnen dominierten die höheren, also auch die älteren und konservativeren Offiziere. Da es keine allgemeinen Direktiven gab, war die Praxis der Ehrenräte willkürlich.⁹⁶

Ein „Verzeichnis der Offiziere, die in der Zeit vom Juli 1909 bis Ende Juni 1911 im ehrenrätlichen Wege ihre Charge verloren hatten“ weist mit der Gesamtzahl von 124 Ausgeschlossenen die hohe Aktivität der Ehrenräte auf.⁹⁷ Auffällig ist, dass nur 40 Offiziere (ca. 40%) davon der eigentlichen Offizierskaste angehörten, während der Rest zur Reserve zählte. Da von diesen 40 nicht weniger als 13 (ca. 10%) bereits im Ruhestand waren, verringert sich der Anteil der aktiven Offiziere des stehenden Heeres noch einmal enorm. Weiter fällt auf, dass der höchste Rang eines Ausgeschlossenen der des

Reservemajors ist und, diesen eingerechnet, 115 der Ausgeschlossenen (ca. 93%) unterhalb des Hauptmanns bzw. Rittmeisters und gleich hoher Chargen liegen. Hinsichtlich der Verurteilungsgründe liegen mit 55 (ca. 44%) die Geldangelegenheiten, v.a. „schmutzige“ und nicht beglichene Schulden sowie kleinere Betrügereien und Prellereien an der Spitze – ein Hinweis auf die nach wie vor ökonomisch prekäre Lage der untersten Offiziere, die wie gezeigt zumindest z.T. aus dem Widerspruch zwischen den an sie durch die Umwelt und sich selbst gestellten Repräsentationserwartungen und ihrer Bezahlung resultierte. Dann folgen mit 40 (ca. 32%) die Ausschlüsse wegen des Nichtreagierens auf Beleidigungen, Duellverweigerung oder –hintertreibung oder der „nicht offiziersmäßigen“ Austragung von Ehrangelegenheiten. Hier zeigt sich der enorme Druck, den die überzogenen Ehrvorstellungen des Offizierskorps ausübten. Mit 27 (ca. 22%) nehmen Ehrenwortbrüche, Falschaussagen oder Anstiftung dazu, Fälschungen und Lügen den dritten Platz unter den Ausschlussgründen ein. Weit abgeschlagen folgen mit 13 (ca. 11%) bzw. jeweils 10 (ca. 8%) die Beleidigungen oder Tätlichkeiten gegen Kameraden bzw. die Beeinträchtigung des Ansehens des Militärs durch Ausschreitungen in der Öffentlichkeit oder vor Untergebenen (8 Fälle) und die Trunkenheitsexzesse. Diese drei Deliktgruppen stehen oft miteinander in Zusammenhang, so dass sich Alkoholmissbrauch und Gewalttätigkeit als relevantes Problem im Offizierskorps erweisen. Acht Nennungen beziehen sich auf Missachtung des Ehrenrats, neun (jeweils ca. 7%) auf sehr verschiedenartige Frauengeschichten, unter denen sich Misshandlung von Gemahlinnen, unstandesgemäße Amouren, aber auch die „Nichtbehinderung boshafter Angriffe“ auf Offiziere seitens der Gattin des Ausgeschlossenen finden. Die letzte relevante Deliktgruppe bildet der „standeswidrige Verkehr“; „Unzucht“ (immer im Zusammenhang mit Trunkenheit), eigentlich politische Gründe (z.B. Veröffentlichung von diskreditierenden Artikeln und Informationen in der Presse) und Beleidigung des Offiziersstandes im Allgemeinen spielen nachgeordnete Rollen.⁹⁸ Dies verstärkt den Eindruck, dass der soziale Druck auf die Offiziere besonders im privaten Leben enorm, ihre politische Zuverlässigkeit jedoch nicht gefährdet war. Die Repressivität wurde jedoch durch die Gewährung gewisser individueller Spielräume v.a. in bezug auf häufig wechselnde Geschlechtspartner, Alkohol, Rauchen und Glücksspiel und das Bestreben von Militärgerichtsbarkeit und „Ehrenräten“, alle Verfehlungen gewissermaßen „in der Familie“ zu klären, abgemildert.⁹⁹

Das beste Beispiel für den unmenschlichen Charakter des Ehrkonstruktes ist das für die habsburgische Armee bis zu ihrem Ende besonders charakteristische Duellwesen.¹⁰⁰ Zwar lassen sich die Zweikämpfe nicht beziffern, aber es müssen gegen Ende des 19. Jh. Tausende ausgetragen worden sein.¹⁰¹ Über die Offizierskaste hinaus verbreiteten sich die Duelle über die Reserve und die akademische Jugend in der Gesellschaft. Sie dienten der Austragung aller möglichen nationalen und sozialen Konflikte, so mit vielen Verletzten

1897 in der Badeni-Krise, als wegen der vielen verletzten Offiziere die Armeeführung sogar ein Verbot der Säbel- zugunsten der Pistolenduelle verhängte.¹⁰² Dynastie und Kirche hatten das Duellunwesen lange und vergeblich bekämpft; 1752 verfügte Maria Theresia gar die Todesstrafe. Doch obwohl auch später Duellanten und Sekundanten je nach Schwere der Folgen eines Zweikampfes ein bis 20 Jahre Kerker drohten, wurden sehr oft beide Augen zugeedrückt oder die meisten Kämpfe wegen des „Armee-Geistes“ erfolgreich vertuscht.¹⁰³ Man sah das Duellunwesen als wichtig für den „Armee-Geist“ an.¹⁰⁴ Das bürgerliche Gesetzbuch, nicht jedoch das Militärstrafrecht verbot die sogenannte „Ehrennotwehr“, also die sofortige tätliche Vergeltung einer Beleidigung.¹⁰⁵ Die „Ehrennotwehr“ entfiel bei Satisfaktionsfähigkeit des Gegenübers¹⁰⁶ – dann war ein Duell fällig – oder bei Anwesenheit der Polizei.¹⁰⁷ Einerseits durften die Offiziere weitgehend ungestraft ihre Ehre verteidigen, andererseits waren sie aber auch dazu gezwungen, wollten sie nicht gedemütigt, degradiert oder gar aus der Truppe verstoßen werden. Der Zwang zum Duellieren bezog sich nicht nur auf die Annahme einer Forderung, sondern auch auf das Fordern selbst.¹⁰⁸ Das Duellunwesen trieb groteske Blüten: Voluminöse Handbücher mit einer ganzen Kasuistik der Beleidigungen ersten, zweiten und dritten Grades und möglichst mondänen Reaktionsweisen erschienen.¹⁰⁹ Eine Reihung der banalsten Anlässe von mitunter tödlich oder mit schweren Verletzungen endenden Zweikämpfen offenbart die ganze Absurdität des Duellunwesens.¹¹⁰

Nicht nur, dass die meisten Offiziere in ärmlichen Verhältnissen lebten und die lästigen Verbindlichkeiten ihres Ehrkonstruktes sie plagten. Der von der ermüdenden, selbstzweckhaften Routine stumpfen Exerzierens und Paradierens geprägte Offiziersalltag hatte auch sonst wenig zu bieten.¹¹¹ Viele Offiziere litten an Depressionen; Ende des 19. Jh. wies das habsburgische Offizierskorps die europaweit höchste Selbstmordrate auf.¹¹² Zahlreiche Zeugnisse belegen, dass sehr viele Offiziere, stationiert in teils entlegenen Garnisonen und isoliert vom sozialen Leben der ihnen feindlich gesonnenen Bevölkerung, ihre Freizeit mit Trinken, Rauchen und Glücksspiel totschlügen.¹¹³ Berüchtigt waren die groben Streiche der Kadetten und Offiziere: Resultat von Langeweile und materieller wie kultureller Verarmung.¹¹⁴

Zumindest in einer Hinsicht hat sich das hohe Sozialprestige der Offiziere mit all seiner ritterlichen Einfärbung aber zugunsten ihrer Lebensqualität ausgewirkt: Sie scheinen von vielen Frauen für attraktiv gehalten worden zu sein. Die häufigen Affären mit Schauspielerinnen, Balletttänzerinnen und jungen Ehefrauen unterschiedlicher Stände, gerne auch den Gattinnen älterer Offiziere, waren allerdings gleichzeitig eine unerschöpfliche Quelle von Klatsch, Skandal und Duell.¹¹⁵ Etwaigen amourösen Annehmlichkeiten standen zudem die Erschwernisse der Familiengründung gegenüber. Immerhin galten v.a. ältere Offiziere als gute Partien für unversorgte Töchter.¹¹⁶

Die Bindung der Offizierskaste an die Dynastie scheint insgesamt kaum materiell, sondern ideologisch fundiert.¹¹⁷ Für die Habsburger ein gutes Geschäft: Generationen verlässlicher Haudegen gegen leeres Brimborium und schlechten Sold. Die Attraktivität des Militäradels darf nicht unterschätzt werden: Selbst liberale Subalternoffiziere strebten ihn mit aller Kraft an.¹¹⁸ Auch die enorme Verbreitung des Duells und anderer Elemente des Offiziersethos in den Gesellschaften der späten Habsburgermonarchie, besonders unter den bürgerlichen Reserveoffizieren, belegt eine eigenartig langlebige soziale Attraktivität der Offizierskaste und ihrer Ideologie.¹¹⁹ Diese Transformation ideologischer in politisch-militärische Macht ist das Erfolgsgeheimnis der Habsburger. Aus dem geistigen Arsenal der Vergangenheit, aus der Macht über Gehirne baute die Dynastie ihren Damm gegen die Zeit.

III.2. Exkurs: Louis Althussers Ideologische Staatsapparate (ISA)

Eine Bestimmung von Ideologie, die in ihr lediglich „falsches Bewusstsein“, ein bestimmtes System von Ideen als leeren, traumartigen Gebilden sieht, wird kaum Aufschluss über die Funktionsweise ideologischer Herrschaft geben können. Hier kommt nun die Theorie Althussers ins Spiel: Ideologie ist demnach zunächst die Art und Weise, in der sich die Menschen ihr Verhältnis zu ihren Lebensbedingungen vorstellen, also z.B. habsburgische Offiziere ihr Verhältnis zum Monarchen und seinem Staat sowie zur Gesellschaft. Die wesentliche Funktion von Ideologie ist nach Althusser, Evidenzen zu produzieren, also im Falle der Offiziere die Gewissheit, das es richtig und vorteilhaft wäre, dem Kaiser treu zu dienen. In diesem imaginären Verhältnis zu ihren Lebensbedingungen wäre also der Grund für die sagenhafte Treue der Offizierskaste zu suchen. Des weiteren ist Ideologie nach Althusser eben nicht leer, immateriell, „falsches Bewusstsein“ bzw. ein Ideensystem, sondern von Materialität. Diese liegt darin, dass die Ideologie ein bestimmtes Verhalten des von ihr ergriffenen Menschen zeitigt: Einen inneren Dialog im Bewusstsein (zwischen „innerem Schweinehund“ und Gewissen etwa), ein Handeln oder Nichthandeln nach Außen, Muster der Wechselwirkung mit Anderen etc. Die Materialität der Offiziersideologie läge also v.a. in der weitgehend ordentlichen Dienstvernehmung durch eine Mehrheit des Personals, der praktischen Durchsetzung von Subordination in Armee und Gesellschaft, der Aktivität im Falle von Kriegen oder Aufständen. Doch erschöpft sich laut Althusser die Materialität einer Ideologie nicht in den von ihr motivierten Praxen und Riten, sondern liegt darüber hinaus in den „Ideologischen Staatsapparaten“ (ISA). Dieser ungenaue, weil sehr verschiedenartige Instanzen meinende Begriff soll all diejenigen Bestandteile von Gesellschaft erfassen, welche die notwendige Reproduktion der Produktivkräfte (Produktionsmittel und Arbeitskraft) sowie der Produktionsverhältnisse leisten, aber weder auf der Ebene

einzelner Kapitale bzw. Betriebe, noch des Staates im Sinne von Staatsmacht einerseits und Staatsapparat und –personal andererseits liegen. Die Kategorie der ISA entspringt also einem Erkenntnisinteresse, das auf die Bedingungen der Reproduktion gesellschaftlicher Verhältnisse und damit menschlichen Lebens gerichtet ist. Auch das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit richtet sich auf Reproduktion, nämlich die der Herrschaftsverhältnisse in der Habsburgermonarchie.

Althusser zählt die ISA der Religion, des Schulsystems, der Familie, des politischen Systems (u.a. die verschiedenen Parteien), des juristischen Systems, der Gewerkschaften, der Information (Presse, Radio, Fernsehen usw.) und der Kultur (Literatur, Kunst, Sport) auf. Die ISA liegen also quer zu Kategorien wie privat und öffentlich¹²⁰ und entsprechen vielleicht noch am ehesten dem, was Antonio Gramsci mit seinem Begriff der Zivilgesellschaft andeutete – so jedenfalls Althusser. Offenbar ist die Bezeichnung ISA irreführend – es müsste wohl genauer von „Ideologischen Herrschaftsapparaten“ die Rede sein. Der Einfachheit halber soll aber der Begriff ISA beibehalten werden. Zu den ISA gehören auch sachliche Anhängsel wie Schulen, Kirchen, Bücher usw. sowie ein bestimmtes Personal, z.B. Lehrer, Priester oder Journalisten. Die ISA produzieren die imaginären Verhältnisse der Menschen zu ihren Lebensbedingungen, die daraus resultierenden Gewissheiten und somit die ideologisch angeleiteten Praxen – die ISA erzeugen Gehorsam und Zustimmung. Kein ISA kommt ohne physische und psychische Druckmittel, also ohne eigentliche Gewalt aus (z.B. Nachsitzen in der Schule, der Schultadel, die elterliche Gewalt, die Zensur¹²¹ u.ä.). Der Wesensunterschied zwischen den ISA und dem eigentlichen Staatsapparat – Regierung, Bürokratie, Polizei, Gerichte, Geheimdienst, Armee – ist der, dass für jene die Ideologie die Hauptrolle spielt, für diese aber der direkte, gewaltförmige Zwang bzw. dessen Androhung. Elemente ideologischer wie direkter, gewaltsamer Herrschaft finden sich jedoch sowohl in den ISA als auch im eigentlichen Staatsapparat.

Laut Althusser muss man sich das konkrete Wirken der ISA auf die Individuen folgendermaßen vorstellen: Die ISA konstituieren erst die Subjekte, indem sie diese als Subjekte „anrufen“. D.h.: Die Staatsapparate (nicht nur die ISA, sondern auch der eigentliche Staatsapparat) geben einem neugeborenen Individuum einen Namen, eine bestimmte Stellung mit Rechten und Pflichten usw. Vor allem bringen sie das Individuum dazu, sich selbst als das Subjekt xy mit bestimmten Rechten und Pflichten zu begreifen – eben das ist die ideologische Subjektconstitution, welche die „Anrufung“ durch die ISA ermöglicht. Also wird Subjekt xy z.B. als Kind seiner Eltern, als Anhänger einer Glaubensrichtung, als Staatsbürger bzw. Untertan eines Souveräns von den entsprechenden ISA „angerufen“ und zu einem erwünschten – herrschaftskonformen – Verhalten veranlasst. Dabei konstituiert jede Ideologie die Subjekte doppelt, nämlich einmal die vielen Subjekte, die Individuen, und zum andern ein absolutes „SUBJEKT“

(um bei Althusser's Schreibweise zu bleiben), vor dem sich die Subjekte zu verantworten haben und in dessen Namen die ISA „anrufen“. Solche SUBJEKTe können Gott, eine Vater- oder übermächtige Elternfigur, der Staat, die Nation oder auch Werte wie Recht und Gerechtigkeit sein.¹²²

III.3. Die ideologische Subjektkonstitution und andere Lösungsmöglichkeiten des Rätsels

Zurück zu den habsburgischen Offizieren: Als Subjekte waren sie offenbar so konstituiert, dass die Treue zum Kaiserhaus und ein aristokratisch-militärischer Ethos die wichtigsten ideologischen Effekte in ihrer Lebenshaltung darstellten. Das Verhältnis zur kaiserlichen Person (nach Althusser: deren „Anerkennung“ als „SUBJEKT“) scheint der Dreh- und Angelpunkt der Offiziersideologie gewesen zu sein, denn die ethischen Elemente wie Mut, Pflichterfüllung und Ehre standen im Dienst des Kaisers bzw. waren mit der Treue innerlich verbunden.¹²³ Umgekehrt konnte das „Offizierssubjekt“ durch außergewöhnliche Dienste am kaiserlichen „SUBJEKT“, von diesem „anerkannt“ und mit Adelstiteln, Orden, Belohnungen und Beförderungen honoriert werden, die gleichzeitig seinen Status gegenüber den anderen Subjekten in der habsburgischen Gesellschaft anhoben.

Es wäre also zur Klärung der Treue der Offizierskaste zu untersuchen, in welchen ISA und wie konkret die ideologische Subjektkonstitution der Offiziere erfolgte. Relativ einfach scheint dies bei dem ständig gewachsenen Anteil der Offizierskaste zu sein, der aus diesem selbst reproduziert wurde: Also denjenigen Offizieren, die aus Offiziersfamilien kamen und gewöhnlich die Kadettenschulen besuchten. Hier wird der wichtigste Teil der Konstitution eines treuen Offizierssubjektes eben in den Familien und den Offiziersschulen geleistet worden sein. Vermutlich verband sich in den Familien die Offiziersrolle in vielen Fällen organisch mit dem väterlichen Vorbild. Geschichten und Anekdoten der Offiziersverwandten mögen eine große Rolle dabei gespielt haben, Heranwachsenden das Offiziersleben als erstrebenswert zu präsentieren. In vielen dieser Geschichten wird der Kaiser oder ein berühmter Feldherr eine Hauptrolle gespielt haben, waren doch die Ehr- und Gunstbeweise des Dienstherrn oder des Vorgesetzten die Glanzlichter einer jeden Offizierskarriere. Der Kaiser mochte dabei wie ein Halbgott, der berühmte General als anspornendes Vorbild präsentiert werden. Die Kadettenschulen waren regelrechte Zurichtungsanstalten, wie sie Foucault beschrieb¹²⁴, deren Ziel idealer Weise in der Zerlegung eines Individuums und dann seiner Wieder-Zusammenfügung zu einem neuen, zweckdienlichen Organismus bestand.¹²⁵ Das klosterähnliche Dressurregime der Kadettenschulen, die zu verlassen den Zöglinge während der sieben- oder achtjährigen Ausbildungszeit fast unmöglich war, schürte Korpsgeist und Lerneifer

durch künstliche Rivalitäten unter den Klassen, die oft in Prügeleien mündeten. Zu den massenhaften Schikanen, denen Erstklässler durch die Älteren, „Zivilstämmige“ von Seiten der Offizierssöhne und alle Schüler durch die „Ehrenmänner“ (Stubenfeldwebel) ausgesetzt waren, traten grausame reguläre Strafen. Erst nach einer Kadettenmeuterei im Januar 1867 wurde die Prügelstrafe abgeschafft.¹²⁶

Doch gibt der Verweis auf die ISA der Offiziersfamilien und –schulen nichts her für all die Offizierssubjekte, die weder aus entsprechenden Familien kamen noch die angesprochenen Schulen besucht hatten. Auch müssen ja in allen Offiziersfamilien ursprünglich Nicht-Offiziere am Anfang der Berufstradition gestanden haben. Es bestehen genug Gründe anzunehmen, dass auch in die ISA Schule und Religion das Entstehen von Offizierssubjekten förderten. Die Habsburger pflegten sorgfältig ihren katholischen Nimbus, der von der Tradition des Heiligen Römischen Reiches und des in den Kriegen der Habsburger gegen die Osmanen bzw. Muslime auf dem Balkan vom 16.-20. Jh. wieder auflebenden Kreuzfahrertums zehrte. Die Kaiser versuchten, als Patrone der Christen des „Heiligen Landes“ aufzutreten, ließen dort wie im eigenen Reich Kirchen bauen und bewahrten bis zum Schluss den Königstitel Jerusalems und zahlreiche Rituale, in denen sich die Symbiose von Katholizismus und Monarchie ausdrückte.¹²⁷ Keine Woche verging, ohne dass in den Kirchen für das Wohl des Monarchen oder in seinem Namen gebetet wurde. Im Falle kriegerischer Auseinandersetzung setzte die Kirche ihre ganze ideologische Macht ein, um die Gläubigen auf einen für Habsburg günstigen Ausgang einzuschwören. Sie spielte – als Feldgeistlichkeit – auch innerhalb des Militärs eine wichtige Rolle. Es gab sogar Feldrabbis und –imame.¹²⁸ Der Schluss liegt nahe, dass die religiösen ISA, vor allem die katholische Kirche, in einem weitgehend religiös geprägten Zeitalter viel dazu beitrugen, religiösen Subjekten eine Offizierslaufbahn nahe zu legen.

Die Schulen waren ebenfalls vom monarchischen Geist durchdrungen. In den Schulbüchern, vor allem im Geschichtsunterricht, wurde den Schülern von klein auf Bewunderung für das Kaiserhaus und die Kriegstaten seines Militärs eingeflößt. Es wimmelte von Geschichten über solche Schlachtengötter wie Prinz Eugen und Joseph Radetzky. Allgemein gilt für die Habsburgermonarchie unter Franz Joseph I., dass die Gesellschaft zunehmend von einem Kaiser-, Dynastie- und Militärkult durchzogen wurde, der einerseits die Konstitution des Kaiser-„SUBJEKTS“ leistete und durch den andererseits der Kriegsdienst für den Kaiser erstrebenswert erschien. Franz Joseph ließ erstmals in nahezu sämtlichen öffentlichen Räumlichkeiten seines Reiches sein Bildnis aufhängen – eine Form der Präsenz, die erst durch moderne Methoden der Massenreproduktion von Bildern in dieser Weise möglich wurde. Der Kaiser und seine Verwandten waren durch ihre zahllosen Auftritte, Rundreisen und Besuche im Bewusstsein der meisten Untertanen präsent. Der Dynastiekult bediente sich auch

besonders zugkräftiger verstorbener Idole.¹²⁹ Wie schon erwähnt, war Franz Joseph der erste Kaiser, der sich nahezu ausschließlich in Uniform zeigte und dem Militär bei jeder Gelegenheit seine Bevorzugung bewies. Der Dynastiekult bekam so eine militärische Tendenz, die geeignet sein konnte, Untertanen-Subjekte in das Offizierskorps zu ziehen: War das Kaiser-„SUBJEKT“ vorgestellt als Offizier, so war die Offizierslaufbahn eine besonders attraktive Möglichkeit, um einerseits wie erwähnt vom Monarchen anerkannt zu werden, aber auch andererseits sich ihm anzunähern, an seinem Glanze teilzuhaben.

Der Kaiserkult hatte enorme Zugkraft: Das durch die Kirche mit religiösen Weihen versehene gekrönte Haupt galt vielen von Kindheit an als den politischen und ökonomischen Auseinandersetzungen entrücktes, unparteiisches, halbgottartiges Wesen, welches auf Münz- und anderen Bildern und durch seine zahllosen öffentlichen Auftritte zwar omnipräsent, andererseits jedoch gleichsam überirdisch entfernt war. Die Monarchen inszenierten sich als Wohltäter; häufig wurde die Verantwortung für Missstände nicht ihnen, sondern irgendwelchen bösen Ratgebern oder Ministern zugeschrieben. Sogar viele Rebellen traten als „gehorsame Rebellen“ auf, welche nicht gegen den Kaiser, sondern in seinem Sinne kämpften. Die Institution des Militär-Maria-Theresien-Ordens nutzte das Ideologem des „gehorsamen Rebellentums“, indem sie auch Heldentaten gegen bestehende Befehle würdigte.¹³⁰

Ein anderes Element der Attraktivität der Offizierskaste, die den Spitznamen „Ritter der letzten Tage“ trug¹³¹, lag in ihrem aristokratischen Nimbus. Wesentlicher Teil der aristokratischen Identität war der Kult um den Degen bzw. (ab spätestens 1850) den Säbel, die dominierende Waffe im Duell und die einzig zugelassene für die Ehrennotwehr, den die Offiziere in der Öffentlichkeit stets führen mussten.¹³² Die Zeremonie beim Eintritt in den Offiziersstand ähnelte folgerichtig ein wenig der mittelalterlichen Schwertleite.¹³³ In der Gesellschaft der Habsburgermonarchie stand der Hochadel an erster Stelle, und die Offizierslaufbahn mochte vielen als einzige Möglichkeit erscheinen, in die bewunderte Adelsschicht aufzusteigen. Zwar war damit wie gezeigt meist keine ökonomische Verbesserung verbunden, aber die Exzellenz des Adels bestand ja auch nur zum einen, und unwesentlicheren Teil aus dem Reichtum. Ausschlaggebend war der Anspruch auf ethische Höherwertigkeit, und genau nach diesen ritterlichen Werten richtete sich die Offiziersideologie.¹³⁴

Weiter diente der Militärcult der Habsburgermonarchie zur Gewinnung von Offiziersnachwuchs. Seine Medien waren die Standbilder, Grabmäler, Bilder, Legenden, Erinnerungsbücher, Gedichte, Lieder und Märsche, die sich um wichtige habsburgische Feldherren gebildet hatten. An erster Stelle standen die Ikonen des „Prinzen Eugen“ und des „Vaters Radetzky“, aber auch andere erfolgreiche Generale waren vertreten. Über Radetzky erschienen vor allem nach seinem Tod 1858 ca. 200 Bücher (z.B. Memoiren), Broschüren und Alben, die Schulbücher nicht mitgerechnet. Die Mehrheit dieser Werke

war deutschsprachig, erlebte mindestens zwei Auflagen – hatte also ziemlichen Erfolg – und wurde von ehemaligen Offizieren verfasst. Radetzky erhielt zahllose – nicht nur von Deutschen gestiftete – Denkmäler, darunter das pompöse Grabmal „Heldenberg“.¹³⁵ Hingewiesen sei auch auf solche materiellen Anhängsel des Militärwesens und des Militärkults wie Paraden, Bilderbücher, Puppen und Zinnfiguren, die sich ebenfalls zur Lenkung kindlicher Fantasie in kriegerische Bahnen eigneten. Nicht zu vergessen die Attraktivität des weißen Rocks des Kaisers verglichen mit dem Grau, Schwarz und Braun der Zivilkleidung.

Wichtige Multiplikatoren des Dynastie- und Militärkults stellten die Veteranenvereine dar, die sich seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vor allem in der deutschsprachigen Bevölkerung der Monarchie ausbreiteten. Offenbar wurde der Wehrdienst wichtig für die Identitätsbildung vieler Männer – ein Hinweis auf die große Rolle der Wechselbeziehung von Militär und Geschlechterkonstruktion für die herrschaftliche Funktionalität des Militarismus. Das Kriegsministerium gestaltete die Veteranenvereine aktiv im staatlichen Sinne: Durch Zeitungswerbung, Geldgaben und vereinheitlichende Verordnungen hinsichtlich Ritual und äußerer Erscheinung (z.B. ein auf Wunsch von unten verfasstes Paradenhandbuch). Die geselligen Zusammenkünfte, Paraden, öffentlichen Feste der Veteranenvereine und die von ihnen produzierte reiche Militär- und Erinnerungsliteratur halfen mit, in der zweiten Hälfte des 19. Jh. eine militärisch-patriotische, kaisertreue Stimmung in Teilen des Bürgertums und des Kleinbürgertums zu erzeugen, die der Offizierskaste vermutlich weitere Rekruten zuführte. Die Vereine bewirkten geradezu eine Militarisierung des öffentlichen Lebens in Cisleithanien.¹³⁶

Die erwähnten Kulte um das Militär, einzelne Heerführer, den Kaiser und seine Dynastie können nicht als eigenständige ISA gelten. Vielmehr handelte es sich um ideologische Praxen, die entweder, wie die Veteranenvereine oder bestimmte Aspekte des Kaiser- und Dynastiekults (die Aufhängung des Kaiserbildes an allen möglichen Orten, die repräsentative Tätigkeit des Kaisers und anderer Angehöriger der Dynastie) ideologische Wurmfortsätze des eigentlichen Staatsapparates – des Militärs, der Bürokratie, der herrschenden Familie – bildeten, oder um ideologische Praxen als Bestandteile bestimmter ISA wie denen der Religion, der Schule, der Familie und der Kultur.

Wie die späte Donaumonarchie insgesamt, so war das Offizierskorps insbesondere ein Bollwerk gegen die Zeit, gegen nationale Fliehkräfte und soziale Emanzipationsbestrebungen. Dadurch gerieten die Offiziere im Laufe des 19. und Anfang des 20. Jh. immer stärker in gesellschaftliche Isolation. Die bürgerlichen Milieus mieden vielfach ihren Umgang. Ständig beschäftigt mit der Wahrung ihrer individuellen und kollektiven Ehre, befanden sich die Offiziere im „permanenten Kriegszustand“ mit der umgebenden Gesellschaft.¹³⁷ Doch genau dieser scharfe Widerspruch verstärkte den

elitären Zusammenhalt der Offizierskaste, ihren Konservatismus und ihre Loyalität.¹³⁸ Vermutlich profitierte die späte Habsburgermonarchie bereits von einer romantischen Gegenbewegung zur sich unaufhaltsam formierenden bürgerlichen Moderne. Diese Gegenbewegung fand ihr geistiges Zentrum im aristokratisch-militaristischen „Armee-Geist“.¹³⁹

Ein triviales Argument für die Treue der Offiziere zum Schluss: Als Produkte der Kadettenschulen und Militärakademien konnten sie nichts weiter außer Offizier sein. Deswegen war, so miserabel das untere und mittlere Korps materiell auch gestellt sein mochte, der Dienst am Kaiser ihre einzige Perspektive auf ökonomische Absicherung und Verbesserung.

IV. Wie supranational waren die Offiziere wirklich?

Im Offizierskorps konnte gesellschaftliche Anerkennung bis zu einem gewissen Grade unabhängig von der Ethnie erreicht werden. So erscheint die Haltung gegenüber Juden, Muslimen und anderen diskriminierten Gruppen im historischen Vergleich als vorbildlich.¹⁴⁰ Es sind Beispiele dafür überliefert, wie das Offizierskorps jüdische Kameraden gegenüber dem gegen Ende des 19. Jh. immer stärker werdenden Antisemitismus in Schutz nahm. Es herrschte ein regelrechter, in Duellen ausgetragener Krieg zwischen den Offizieren und deutschnationalen Studenten, wobei jüdische (Reserve-) Offiziere oft der Auslöser waren.¹⁴¹ Nach 1866 zeigte das Offizierskorps teilweise eine patriotische Feindseligkeit gegenüber den Deutsch-Österreichern. Umgekehrt waren die Offiziere die politisch-publizistischen Prügelknaben der Nationalisten, v.a. der Groß- bzw. Alldeutschen. Es bestand eine große Differenz zwischen den Offizieren des stehenden Heers und denen der Reserve und der Landwehren, wo nationalistische Tendenzen immer mehr erstarkten und schließlich zur politischen Unzuverlässigkeit v.a. deutscher Offiziere führten.¹⁴²

Die Standesidentität der Offiziere war hauptsächlich auf das Kaiserhaus sowie auf aristokratisch-militärische Ideale bezogen. Auch nach der Konstitutionalisierung der Monarchie in den 1860-er Jahren setzte sich, maßgeblich gefördert durch den Erzherzog Albrecht, die dynastische Ideologie gegen teilweise vorhandenen politischen Widerstand aus dem Offizierskorps durch.¹⁴³ „Althusserianisch“ ausgedrückt: Das „SUBJEKT“ war der Kaiser und kein Nationalstaat; die Offizierssubjekte wurden als der Dynastie verpflichtete „letzte Ritter“ und nicht als Angehörige einer bestimmten Nation, ja nicht einmal als Staatsbürger „angerufen“.¹⁴⁴ Darin liegt die relative Supranationalität der Offizierskaste, die in der wissenschaftlichen Literatur vereinzelt dazu verführt hat, die Offiziere als mögliches Rollenvorbild einer europäischen Identität vorzustellen.

Diese Anschauung ist doppelt falsch: Auf der einen Seite ignoriert sie die spezifische Funktionalität dieser relativen Supranationalität: Die Habsburger brauchten eine außerhalb der nationalen und sozialen Kämpfe stehende exklusive Militärelite, um den bestehenden Status quo politischer und ökonomischer Machtverhältnisse sichern zu können. Dementsprechend gehörte die halb erzwungene, halb verinnerlichte Abstinenz von Politik zur Mentalität der Offiziere.¹⁴⁵ Die Supranationalität immunisierte weitgehend gegen Nationalismen, machte die Offiziere jedoch gleichzeitig zum dünnelhaft-brutalen Instrument ethnischer Diskriminierung und politisch-ökonomischer Unterwerfung. Und es gibt noch eine andere Seite: Die Supranationalität war ganz offensichtlich deutsch geprägt.¹⁴⁶ Seit der Gründung des Militäradels bis zum Ende der Monarchie bestand zweifellos eine von oben bewusst geförderte deutsche Dominanz. Deutsch war immer die Sprache der Armee geblieben, nichtdeutsche Muttersprachen in der Armee zu sprechen den Offizieren verboten. Deutsche in erster, Ungarn, Kroaten und Katholiken in zweiter Linie wurden durchgängig bevorzugt – obwohl Angehörige anderer Ethnien, Konfessionen und Religionen im Militär mehr Aussicht auf die Gewinnung von Ansehen hatten als im Rest der Gesellschaft.¹⁴⁷ Es gibt Grund zu vermuten, dass auch viele nicht-deutsche Offiziere eine deutsche Identität annahmen. Jedenfalls überwiegen bei den vorliegenden künstlichen Militäradelsnamen die deutschen.¹⁴⁸ Auch zahlenmäßig herrschten die Deutschen im Offizierskorps die längste Zeit vor, obwohl der nichtdeutsche Anteil stetig stieg. Der deutschen Dominanz entsprach zumindest nach 1848 eine antiislamisch unterlegte Staatsideologie, die in Analogie zum europäischen Kolonialismus Österreich-Ungarn eine „zivilisatorische Mission“ auf dem Balkan zuschrieb. Auch viele Bevölkerungen des Habsburgerreiches, v.a. in Italien und Ungarn, nahmen die Armee als deutsche wahr.¹⁴⁹ Am schwersten wiegt jedoch der Umstand, dass sich fast die Hälfte der Offiziere nach dem Zusammenbruch der Monarchie als deutsch identifizierte – zu einem Zeitpunkt, als der nichtdeutsche Anteil des Offizierskorps am höchsten war.¹⁵⁰

Für diese deutsche Dominanz gibt es sicher viele Erklärungen, welche sich auf die Gesamtstruktur des Habsburgerstaates beziehen, doch kann sie auch aus der ideologischen Subjektconstitution der Offiziere hergeleitet werden? Klar ist, dass sich das kaiserliche „SUBJEKT“ in Gestalt Franz Josephs bei aller Abneigung gegen den großdeutschen Nationalismus als deutsch und die Dynastie als „deutsches Fürstenhaus“ empfand.¹⁵¹ Dies wird für alle namhaften Habsburger, auch die des 17. und 18. Jh. gelten können – Joseph II. z.B. betrieb bewusste Germanisierung.¹⁵² Den Offizierssubjekten wird in ihrem Streben nach Anerkennung durch das „SUBJEKT“ die Wahl einer deutschen Identität somit nahe gelegen haben, wie auch – unter den Bedingungen deutscher Dominanz im Gesamtstaat – die Wahl der Offizierslaufbahn den als deutsch konstituierten Subjekten wohl näher lag als den nicht-deutschen. Letztere Aussage wird

in eingeschränktem Umfang sicher auch für bestimmte Teile der magyarischen Bevölkerung (z.B. den Kleinadel) gelten können, die spätestens ab 1867 gegenüber anderen nicht-deutschen Gruppen privilegiert waren.

V. Der „Offiziersfaschismus“

Nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie 1918 entschied sich wie erwähnt fast die Hälfte der k.u.k. Offiziere, Bürger der Republik Österreich zu werden. Nur eine Minderheit fand Anstellung in der Armee oder im sonstigen Staatsdienst; der Großteil führte ein ökonomisch ziemlich prekäres Leben. Die weit verbreitete Abneigung gegen produktive Arbeit verschärfte wahrscheinlich noch die materielle Notlage vieler Offiziere.¹⁵³ Während die größtenteils überalterten höheren Offiziere meist schnell pensioniert und fast alle Reserveoffiziere entlassen wurden, fanden viele Jüngere im „Volksheer“ (später „Bundesheer“, die reguläre Armee der Republik) und in den ab 1919 gegründeten konterrevolutionären „Heimwehren“ Unterschlupf. Am Anfang gab es – allerdings nur in Wien und Ostösterreich – in den Heimwehren auch radikaldemokratische Ansätze zum Bruch mit habsburgischen Traditionen, was den Heimwehren einen sehr schlechten Ruf in den Erinnerungen vieler Offiziere bescherte. Generell arbeiteten die Offiziere in den bis 1923 von Deutschland, danach aus Ungarn und Italien beeinflussten Heimwehren aber offiziell gegen die Revolution, planten in ihnen auch monarchistische oder faschistische Putsche und betrieben Waffendiebstähle und Sabotage bei der Volkswehr bzw. dem Bundesheer.¹⁵⁴

In scharfem Kontrast zum vormaligen Sozialprestige der Offiziere schlug ihnen viel Hass aus der Bevölkerung entgegen – von den Linken und Liberalen sowieso, aber sie wurden teilweise auch von Rechten und Konservativen für die Kriegsniederlage verantwortlich gemacht.¹⁵⁵ Der durchschnittliche Offizier war zu keiner kritischen Reflexion seiner sozialen Rolle vor 1918 fähig, vielmehr wählte man sich als unschuldiges Opfer der Zeitläufe und ängstigte sich vor Linken, Arbeitern und Liberalen. Zwar wurden nur ganz wenige ehemalige Offiziere nach 1918 beschimpft, beleidigt und auch manchmal ein bisschen geschlagen, doch die bald entstandenen Zeitschriften für die Offizierskreise bauschten diese Vorkommnisse unverhältnismäßig auf und schürten irrationale Furcht. Man brauchte die Offiziere zur Niederschlagung der Revolution und verfolgte kaum ihre zahllosen Kriegsverbrechen – auch nicht die an den eigenen Untergebenen. Selbst materiell standen sie innerhalb der allgemeinen Krise noch privilegiert da.¹⁵⁶ Sehr viele gewesene Offiziere litten dennoch unter Identitätskrisen und einem Gefühl der Leere und Sinnlosigkeit der eigenen Existenz und verachteten die Republik und ihre Armee.¹⁵⁷

Zügig bildeten die Offiziere Vereine, die drei wesentliche Merkmale teilten: Erstens widmeten sie sich der Pflege von Kameradschaftlichkeit und Geselligkeit sowie der gegenseitigen ökonomischen Unterstützung. Zweitens fungierten sie oft als Scheinwelten, in denen sich arbeitslose Offiziere militärähnliche Abläufe und Strukturen schufen, auch wenn es zu Irritationen führte, wenn etwa ein ehemaliger Obrist zum Vorsitzenden eines solchen Vereins gewählt wurde und dann einen ehemaligen General als Schriftführer oder Kassenwart unter sich hatte.¹⁵⁸ Drittens waren viele dieser Vereine keine reinen Pflegeanstalten der Tradition und Gewohnheit, sondern hochpolitisch, und dass obwohl sie einhellig versicherten, über allen politischen Parteistreitigkeiten zu stehen – dies im Einklang mit der hergebrachten Offiziers- und Kaiserideologie, die Monarch und Armee ebenfalls als der wirklichen Welt übergeordnet und enthoben vorstellte. Zwei politische Tendenzen herrschten bei den Offiziersvereinen vor, ohne sich notwendig ausschließen zu müssen: Die restaurativ-monarchistische und die völkisch-faschistische.¹⁵⁹ Die monarchistische Tendenz schwächte sich schon in der ersten Hälfte der 20-er Jahre erheblich ab, nachdem konspirative Putschgelüste im Keim erstickt worden waren und klar zu Tage trat, dass sich weder die höchsten Offiziere noch v.a. der abgedankte Kaiser Karl zu solchen Abenteuern hergeben würden, welche den Großteil der ehemaligen Bevölkerung der Donaumonarchie und die Ententemächte gegen sich gehabt hätten.¹⁶⁰

Die Offiziere besetzten die Archive und die Erinnerungs- und Geschichtsliteratur, wobei sie eine eigene österreichische Version von Dolchstoßlegende und „Kriegsschuldlüge“ fabrizierten und alles kompromittierende Material unterdrückten. Der „Dolchstoß“ wurde den nichtdeutschen Völkerschaften der Habsburgermonarchie zugeschrieben. Die Mehrheit der Offiziere fand sich bei den faschistischen Ständestaatsanhängern – Schuschnigg und Dollfuß waren selbst Offiziere gewesen – und bei den Nazis ein, nur wenige positionierten sich republikanisch und antifaschistisch. Ein intensives, mit Deutschland vernetztes Geheimbundwesen der Monarchisten, Faschisten und Nazis entstand. Das Korneuburger Programm von Offiziersvereinen war militant faschistisch-antiparlamentarisch. In seine Betonung des Opferwillens und des Führerprinzips floss die militaristisch-elitaristische Offiziersideologie ein. Die politischen Offiziere nutzten alle ihre Stellungen im Vereinsleben, in der Wirtschaft und Publizistik aus, um Anhänger zu gewinnen.¹⁶¹

Eine große Anzahl ehemaliger habsburgischer Offiziere trat nach dem Anschluss Österreichs an Nazideutschland 1938 der Wehrmacht und der Waffen-SS bei.¹⁶² Der Fakt an sich scheint zunächst nicht schwer erklärbar. Arbeitslose Offiziere bekamen so alles wieder, was sie durch den Zusammenbruch von 1918 verloren hatten: Einen Lebensunterhalt in ihrer Profession, eine richtig große Armee, klare Subordinationsverhältnisse mit einem autokratischen Dienstherrn an der Spitze, ein Imperium, als dessen militärische Elite sie sich fühlen konnten und einen Krieg, der

Aussicht auf Avancement gewährte. Dies mag viele motiviert haben, sich auch schon vor 1938 völkischer bzw. nazistischer Ideologie zuzuwenden. Wie militaristisch die Identität der Offiziere geprägt war, lässt sich auch daran ersehen, dass sie auch nach 1918 Titel, Beförderungen und Orden ungemein begehrten und höchst gern zeigten. Im Jargon der Offiziere wurde der militärische Rang „Charakter“ genannt – was könnte ihren autoritären Charakter besser ausdrücken? In die 1918 aus den Fugen geratene Welt der Offiziere brachten erst Dollfuß und Hitler wieder Ordnung.¹⁶³

Allerdings setzte sich die völkische Tendenz bei den Offizieren bereits in den 20-er Jahren durch, als der Erfolg der Nazis noch keineswegs absehbar war. Es ist befremdlich, dass die gleichen Offiziere, die sich vor 1914 mit völkischen Studenten für die Ehre ihrer jüdischen Kameraden schlugen (wie im vorigen Kapitel dargelegt), nach 1918 massenhaft den völkischen Antisemiten und später den Nazis und ihrem Vernichtungsprogramm zuliefen. Schon bald nach dem Krieg führte der aggressive Antisemitismus innerhalb der Offiziersvereine zur Gründung einer konservativen, vergeblich um Akzeptanz kämpfenden „Jüdischen Front“ von Offizieren.¹⁶⁴

Auch angesichts der substanziellen Unterschiede zwischen der aristokratisch-dynastischen Offiziers- und der nationalsozialistischen Ideologie reicht der Verweis auf die Interessenlage der Offiziere für die Erklärung ihrer zügigen Faschisierung nicht aus. Der biologistische Rassismus und das Ideologem der „Volksgemeinschaft“ z.B. waren der Offiziersideologie fremd. Selbst äußerlich unterschied sich die altehrwürdige Dynastie mit ihrem greisen Oberhaupt Franz Joseph und ihrem pittoresken Pomp gravierend von den in Braun gehüllten Massenorganisationen der Nazi-Partei samt ihrem unansehnlichen Führer. Zur Erklärung müssen vielmehr Anknüpfungspunkte zwischen Offiziersideologie und völkisch-faschistischem bzw. nazistischem Denken aufgefunden werden. Notwendige Bedingung des Anschlusses der Offiziere an die Völkischen ist zunächst ganz einfach beider gemeinsame deutsche Identität. Zur hinreichenden Bedingung müssen jedoch weitere strukturelle Ähnlichkeiten von Offiziers- und völkischer Ideologie kommen. Zunächst ist festzuhalten, dass die Distanz zwischen dem Kollektivismus und Massenfetischismus der Nazis und dem Aristokratismus der Offiziere keineswegs unüberbrückbar war. Denn der Volksgemeinschaftsgedanke ließ nicht nur Platz für einen halbgöttlichen Führer, sondern auch für elitäre und aristokratische Tendenzen, wie sie im entwickelten Nazireich vor allem in der SS zum Tragen kamen. Zudem ist „völkisch“ nicht gleich „nazistisch“: Wie Mosse zeigt, hingen die meisten völkischen Sekten elitären Vorstellungen an, war der kollektivistische Volksgemeinschaftsgedanke eher eine Besonderheit der Nazis. Mosse zeigt auch, wie all die disparaten völkischen Sekten, aber auch schlagkräftige völkische Organisationen wie die Alldeutschen von den Nazis als der erfolgreichsten, den gesellschaftlichen Verhältnissen angemessensten völkischen Partei aufgesogen wurden.¹⁶⁵ Ähnliches ist

sowohl im Hinblick auf das Verhältnis von völkischem Denken und Offiziersideologie als auch auf das Aufgehen im NS für die ehemaligen Offiziere anzunehmen.

Strukturelle Ähnlichkeit weist im Gefüge der Offiziers- und der Naziideologie die Rolle des „SUBJEKTES“, also des Kaisers einer- und des Führers andererseits auf. Beiden ist blinde Treue bis in den Tod geschuldet, beide spielen dieselbe Rolle im oben geschilderten System der wechselseitigen Anerkennung. Die dynastische Ausrichtung der Offiziersideologie, das Fehlen jeglicher rechtlichen oder konstitutionellen Elemente, ermöglichte vermutlich ziemlich umstandslos die Auswechslung des einen „SUBJEKTS“ – des Kaisers – gegen das andere, den Führer.

Im Antiparlamentarismus und –demokratismus der Offiziere, der sie oft den angeblich „unpolitischen“ Charakter ihrer politischen Tätigkeit betonen ließ, liegt ein weiterer Berührungspunkt zwischen Offiziers- und Naziideologie. Das „Unpolitische“ war nicht nur Heuchelei, sondern bezog sich auf die Ablehnung der diskursiven, parlamentarisch-parteimäßigen und demokratischen Formen traditioneller Politik. In ihm offenbarte sich das autoritäre Streben nach einer klar hierarchisch strukturierten Gemeinschaft, welche die Offiziere – wie es in der Monarchie durch den Kaiser der Fall gewesen war – ernennen und ermächtigen sollte.¹⁶⁶ Dies traf sich mit dem völkischen Kollektivismus und dem Führerprinzip der Nazis.¹⁶⁷ Beiden, Offizieren und Nazis, ist des weiteren die positive Belegung des Kampfes als eines Wertes an sich im Sinne „heldischen“ Daseins eigen. Möglicher Weise stammt dieser Effekt aus unterschiedlichen ideologischen Quellen: Einmal Selbstaffirmation der zu Berufssoldaten konstituierten Subjekte, ähnlich wohl bei allen professionellen Gewaltspezialisten zu finden, und zum andern Ausfluss der sozialdarwinistischen Auffassung vom Leben als Kampf der Einzelnen, Sippen, Völker und Rassen um größtmögliche Entfaltung des Daseins.

Möglicher Weise liegt die strukturelle Verwandtschaft zwischen Offiziers- und Naziideologie jedoch noch wesentlich tiefer als bisher ausgeführt: Wenn es stimmt, wie im Kapitel über die Treue der Offiziere bereits angerissen, dass die Loyalität der Offiziere auch aus einer romantischen Opposition zur bürgerlichen Moderne gespeist wurde, dann trifft sich dieser Impuls mit dem Anspruch der nazifaschistischen Ideologie, eine angemessene Reaktion auf als krisenhaft empfundene Erscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft darzustellen. Es handelt sich hierbei um einen antibürgerlichen Affekt, der die Behebung der Krise nicht von größerer sozialer Gleichheit und Mitbestimmung, sondern von der radikalen Zuspitzung hierarchischer Verhältnisse erhofft und hierin fundamental verschieden von allen liberalen, demokratischen, sozialistischen, kommunistischen und anarchistischen Antworten auf die Krisenhaftigkeit des Kapitalismus ist. Wahrscheinlich war der antimoderne Impuls der Offiziersideologie auch ein wesentliches Einfallstor für den Antisemitismus: Die Völkischen sahen ja ebenfalls in

den Juden die Verursacher und Repräsentanten all dessen, weswegen sie die Moderne ablehnten.¹⁶⁸

Aufschlussreich ist, dass die Nazis einzig der Waffen-SS das Recht zum Duellieren zugestanden und dass viele deutsche, österreichische und europäische Adlige, insbesondere aber auch ehemalige habsburgische Offiziere, in die Waffen-SS drängten.¹⁶⁹ Zweifellos war dieser in der Architektur des Nazi-Reiches eine mit der Offizierskaste vergleichbare Rolle zugeordnet: Die der durch Ehrenrechte herausgehobenen militärischen Funktionselite, deren Korpsgeist und Dünkel sie zum effektiven Instrument der Herrschaft macht.

VI. Schluss

VI.1. Fazit

Am Anfang der Arbeit wurde die Schaffung der Offizierskaste und des Militäradels betrachtet, die im Übergang von der halb ständisch-lehensrechtlichen, halb vom Kriegsunternehmertum geprägten habsburgischen Streitmacht zu einem für die damalige Zeit modernen stehenden Heer unter Maria Theresia erfolgte. Mit diesen Maßnahmen reagierte die Staatsführung auf die existenzbedrohende Krise der Schlesischen Kriege mit Preußen. Die Offizierskaste wurde nötig aufgrund des eklatanten Mangels an ausreichend ausgebildeten mittleren und unteren Offizieren, d.h. aufgrund des Unvermögens der Habsburger, genügend Adlige und Bürgerliche zum Militärdienst zu motivieren. Durch Anhebung des Solds, Aufwertung des Sozialprestiges der Offiziere mittels Verleihung von Ehrenrechten und Adelstiteln sowie die Einrichtung von Militärschulen mit zahlreichen ganz oder zur Hälfte vom Kaiserhaus u.a. Stiftern finanzierten Plätzen versuchten die Habsburger den Missständen abzuweichen. Von den unterschiedlichen Rekrutierungsreservoirs der Offizierskaste – Bürgerliche, Unteroffiziere, Söhne von niederen Beamten, Militärgrenzer, in- und ausländische Adlige und Abenteurer – verdienten v.a. die Offizierssöhne selbst Interesse, deren Anteil wie derjenige der Bürgerlichen immer mehr wuchs, was neben anderen Faktoren der militärischen Funktionselite den kastenähnlichen Charakter verlieh.

In den auf 1750 folgenden anderthalb Jahrhunderten, besonders in der Revolution von 1848/49, erwies sich die Offizierskaste in dem Maße als verlässlichste und wichtigste Stütze der Dynastie, wie deren Rückhalt in der sonstigen Gesellschaft schwand. Im Zeitalter Franz Josefs formten sich militärische Gegen- und Parallelgesellschaft der Offizierskaste klassisch aus, sie litt aber auch unter dem Rückzug von Hochadel und nationalen Besitz- und Bildungsbürgertümern. Die Offiziersideologie strahlte trotzdem, v.a. nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, über die akademische Jugend und das Reserveoffizierstum in die bürgerliche Gesellschaft aus. Wie das Militär insgesamt, so

war auch die Offizierskaste nach der Katastrophe von 1866 zahlreichen Reformen ausgesetzt, die dem Leistungsprinzip bei Beförderungen stärker zur Geltung verhelfen und den wissenschaftlich-technischen Stand erheblich anhoben.

Die enorme Loyalität der Offizierskaste erwies sich angesichts der weithin miserablen Lebens- und Arbeitsbedingungen ihrer meisten, d.h. v.a. der mittleren und unteren Mitglieder, als dringend erklärungsbedürftig. Das gesellschaftliche Prestige der Offiziere stand in krassem Gegensatz zu ihren Lebenschancen: Zu niedrige Besoldung, Verschuldung, außergewöhnlich langsame Beförderung, Ehehindernisse und stumpfsinniger Alltag verdammt viele v.a. niedere Chargen zu einem Leben in Not und Unzufriedenheit. Weit davon entfernt, die Lage annehmlicher zu gestalten, bedeuteten die Sonder- und Ehrenrechte und -pflichten des Offiziersstandes, wie ständige Ehrenhändel und zahllose Ge- und Verbote, im Gegenteil eine außerordentliche Belastung der Individuen.

In Anlehnung an Theorien des französischen Marxisten Althusser wurde nach den Funktionsweisen der ideologischen Subjektkonstitution und der entsprechenden Ideologischen Staatsapparate (ISA) gefragt, welche die Treue der Offiziere verständlich machen könnten. Wesentliche Bestandteile der Erklärung schienen im durch verschiedene gesellschaftliche Instanzen wie Schule, Kirche, Familie, Veteranenvereinswesen sowie staatliches Handeln (Paraden, Denkmäler usw.) vermittelten Kaiser-, Dynastie- und Militärkult des Habsburgerstaates sowie in der identitätsbildenden Tradition der Offiziersfamilien und der Zurichtung von Kindern und Jugendlichen in Offiziersschulen zu liegen.

Im Gegensatz zu einer Stimme aus der wissenschaftlichen Literatur, welche die Supranationalität des Offizierskorps stark betont, ja sogar als mögliches Vorbild einer europäischen Identität propagiert, wurde dann die Vormacht des deutschen Elements und einer deutschen Identität innerhalb der Offizierskaste belegt. Die dennoch feststellbare relative Supranationalität der Offiziere stellte sich als notwendiger Bestandteil ihrer Funktionalität im Sinne habsburgischer Herrschaft, mithin ihrer repressiven historischen Rolle und keineswegs als zeitgemäßes Modell für Identität heraus. Dünkelhaftigkeit, Gewalttätigkeit, extremer Konservatismus, blinde Treue, schlechte Behandlung der Untergebenen, niedriges geistig-kulturelles Niveau, Stumpfsinnigkeit, Alkoholismus und ins abstruse gesteigerte Ehrvorstellungen wurden als Wesensmerkmale der Kaste bestimmt.

Die mehrheitliche Hinwendung der Offiziere zur völkischen Ideologie nach 1918 und ihre starke Beteiligung an Wehrmacht und SS wurde hinsichtlich der substantiellen Unterschiede zwischen Offiziersideologie und völkischer bzw. nazifaschistischer Ideologie sowie hinsichtlich möglicher Schnittmengen zwischen beiden untersucht. Demnach blieben Aristokratismus, Autoritarismus, Militarismus und Elitarismus der

k.u.k. Offizierskaste einerseits auch unter NS-Bedingungen zweckdienlich und ermöglichten andererseits den Offizierssubjekten den leichten Anschluss an die Nazis.

VI.2. Desiderata

Die Arbeit hat den in der wissenschaftlichen Literatur beklagten Mangel an materialreichen und aussagekräftigen sozialhistorischen Untersuchungen über die Masse der unteren und mittleren k.-k. Offiziere bestätigt. Dem ideologiekritischen Erklärungsansatz der legendären Treue der Offiziere, wie er hier verfolgt wurde, wäre insbesondere mentalitäts- und kulturgeschichtliche Forschung zur Verbreitung, Entwicklung und zu den Funktionsweisen des habsburgischen Kaiser-, Dynastie- und Militärkults sowie zu Offiziersfamilien und Offiziersschulen dienlich. Da die Sphäre des Militärischen ungemein stark die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit anbelangt, würde eine Untersuchung der besonderen Rolle von Geschlechterbildern für die Ideologie der Offiziere sowie allgemein für Militär und Gesellschaft des Habsburgerreiches sicher sehr viel über die Bindungskraft der Offiziersideologie und das Funktionieren des Habsburgerstaates enthüllen. Dieser gender-Aspekt musste in der vorliegenden Arbeit leider gänzlich unberücksichtigt bleiben.

VII. Literatur

- Allmayer-Beck, Johann Christoph:** Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft. In: **Wandruszka, Adam; Urbanitsch, Peter (Hg.):** Die Habsburgermonarchie 1848-1918. Bd. V: Die bewaffnete Macht. Wien 1987, 1-141
- Anderson, Benedict:** Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt/M., New York, 1996.
- Althusser, Louis:** Ideologie und ideologische Staatsapparate. In: Ders.: Marxismus und Ideologie, Berlin (West) 1973, 113-172
- Bérenger, Jean:** Die Geschichte des Habsburgerreiches 1273-1918. Wien u.a. 1995
- Cole, Laurence:** Vom Glanz der Montur. Zum dynastischen Kult der Habsburger und seiner Vermittlung durch militärische Vorbilder im 19. Jh. Ein Bericht über ‚work in progress‘. In: ÖZG, 7. Jg., 1996, H. 4, 577-591
- Deák, István:** Der k. (u.) k. Offizier 1848-1918. Wien u.a. 1995.
- Foucault, Michel:** Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M. 1994
- Göse, Frank:** Zum Verhältnis von landadliger Sozialisation zu adliger Militärkarriere. Das Beispiel Preußen und Österreich im ausgehenden 17. und 18. Jh. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. 109. Bd., 2001, Heft 1-4, 118-153
- Melichar, Peter:** Die Kämpfe merkwürdig Untoter. K.u.K. Offiziere in der Ersten Republik. In: ÖZG, 9. Jg., 1998, H. 1, 51-84
- Lahrkamp, Helmut:** Dreißigjähriger Krieg Westfälischer Frieden. Münster 1997
- Langer, Herbert:** Hortus Bellicus. Der Dreißigjährige Krieg. Leipzig 1978
- Mader, Hubert:** Duellwesen und altösterreichisches Offiziersethos. (Studien zu Militärgeschichte, Militärwissenschaft und Konfliktforschung Bd. 31.) Osnabrück 1983
- Mosse, George L.:** Die Völkische Revolution. Über die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus (Im Original: The Crisis of German Ideology). Aus dem Amerikanischen von Renate Becker, Frankfurt/M. 1991 (Erstauflage New York 1964)

Parker, Geoffrey: The Soldiers of the Thirty Years' War. In: **Reppen, Konrad (Hg.):** Krieg und Politik 1618-1648. (Schriften des Historischen Kollegs Kolloquien 8.) München 1988, 303-316

Postone, Moishe: Nationalsozialismus und Antisemitismus. Ein theoretischer Versuch. (http://www.krisis.org/m-postone_nationalsozialismus-und-antisemitismus.html – 25.11.2004)

Schmidt, Georg: Der Dreißigjährige Krieg. München 1995

Schmidt-Brentano, Antonio: Die Armee in Österreich. Militär, Staat und Gesellschaft 1848-1867. Boppard am Rhein 1975

Schormann, Gerhard: Der Dreißigjährige Krieg. Göttingen 1985

Vocelka, Karl: Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat. Wien 2001

VIII. Abkürzungen

a. – auch

Bd. – Band

bspw. – beispielsweise

ebd. – ebenda

fl. – Gulden

H. – Heft

i.F. – im Folgenden

Jg. – Jahrgang

Jh. – Jahrhundert

k.-k. – kaiserlich-königlich

kr. – Kronen

k.u.k. – kaiserlich und königlich

Lt. – Leutnant

NS – Nationalsozialismus

ÖZG – Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften

s. – siehe

s.a. – siehe auch

SS – Schutzstaffel

u.a. – unter anderem, unter anderen

u.U. – unter Umständen

vgl. – vergleiche

vgl.a. – vergleiche auch

z.B. – zum Beispiel

z.T. – zum Teil

IX. Endnoten

- ¹ Benennung der Armee als „k.-k.“ und Verleihung der Farben Schwarz-Gelb erfolgten 1745 bei der Kaiserkrönung des Gemahls von Maria Theresia (Déak, 41).
- ² Dieser Ansatz ist inspiriert von Cole, 577-581: Die bisherige Forschung zur Spätzeit der Habsburgermonarchie war zu sehr auf den für unvermeidlich gehaltenen Untergang des Staates und die dafür ursächlichen „destabilisierenden Faktoren“, v.a. die unterschiedlichen Nationalismen, fixiert. Die Fähigkeit der Monarchie zu dynamischem Wandel, ihre bis zuletzt starke Unterstützung auf dem Lande sowie durch den neu entstandenen politischen Katholizismus sei vernachlässigt worden. Der Untergang sei weder zwangsläufig erfolgt noch allein aus dem Aufstieg der Nationalismen erklärbar.
- ³ So bei Déak, 15/16, 21, 215ff. Diese wie andere zu positive Wertungen des Militärs und des Offizierskorps („Idyll inmitten des Chaos“) bei Déak mögen dem Umstand geschuldet sein, dass der Autor selbst aus einer k.u.k. Offiziersfamilie stammt und die Habsburgermonarchie – im Vergleich zu Zwischenkriegs- und Ostblockzeit – nostalgisch verklärt (ebd., 9ff., 19/20). Dabei bringt er auch vieles, was eigentlich gegen seine Position spricht.
- ⁴ S. über diese dualistische Kontroverse Cole, 578.
- ⁵ Vgl. die Reflexionen Coles, 578-582: Statt der Fixierung auf Nationalitätenfragen müssten Aspekte wie der Kampf zwischen (nationalem) Liberalismus und (religiösem) Konservatismus, das Wesen des Habsburgerstaates als agrarisch-bürokratischem Militärkomplex und Form des Arrangements zwischen zentralen und regionalen Eliten ins Zentrum der Betrachtung gerückt werden. Das Analyseraster des „bürgerlichen Nationalismus“ taugt wenig für viele Gebiete des Habsburgerreiches.
- ⁶ Begriffswahl nach Melichar, 61/62.
- ⁷ S. Déak, 18.
- ⁸ S. Mosse, V/VI.
- ⁹ S. Göse, 119-122; Déak, 32/33. Vgl. Schmidt-Brentano, 450.
- ¹⁰ S. Cole, 581, 583/84. S. ebd., 590/91: Eine sozialhistorische Untersuchung der für die Frage der Bindung zwischen Bevölkerung und Dynastie wichtigen Veteranenvereine steht aus.
- ¹¹ S. Déak, 29; Langer, 61-63, 158; Schormann, 86/87.
- ¹² S. für die Zeit des 30-jährigen Krieges Lahrkamp, 17/18; Langer, 136/37; Parker, 308-311; Schmidt, 84-90; Schormann, 106-109.
- ¹³ S. Langer, 155/56 (über einige Mitglieder des Führungsstabes Wallensteins).
- ¹⁴ S. Göse, 124, 130/31; Schormann 96/97; Schmidt, 84. Bis 1848 hatten die Regimentsinhaber die volle Gerichtsbarkeit über die Angehörigen des Regiments und die Verfügungsgewalt in Ehe- und Urlaubssachen sowie über die Beförderungen bis zum Rittmeister oder Hauptmann (Schmidt-Brentano, 457/58). Das Regimentsinhabertum hielt sich als bloßes zeremonielles Überbleibsel bis 1918: Die Namen der Regimenter stammten von ehrenhalber ernannten „Inhabern“.
- ¹⁵ S. Déak, 188ff. Bérenger, 455ff., erwähnt folgende Mängel des habsburgischen Heeres zur Zeit Montecuccolis und des Prinzen Eugen: Langsamkeit in den Operationen, schlechte Logistik, Traditionalismus, schlechte weil unwissenschaftliche Ausbildung.
- ¹⁶ Zitiert nach Göse, 124/25.
- ¹⁷ S. Bérenger, 450ff.: In der zweiten Hälfte des 17. Jh. kamen lediglich drei Offiziere und drei Unteroffiziere auf 100 Soldaten.
- ¹⁸ S. Göse, 144/45, der das pädagogische Büchlein des Land-Obristen von Tirol Joseph Anton Freiherr von Cazan zitiert: Die Kriegskunst „sei nicht aus den Büchern zu saugen, weniger noch mit Tabakrauchen, bei einem Krug, bei Kartenspiel auf der faulen Haut oder gar auf den Knien vor einem Frauenzimmer liegend zu erlernen“.
- ¹⁹ S. Göse, 140/41. In einem Vortrag an Karl VI. war 1738 die Rede vom „Strebertum der Offiziere“.
- ²⁰ S. Göse, 126. Vgl. Bérenger, 452/53: Um 1699 bildeten die deutschen Offiziere eine Minderheit. Am stärksten vertreten waren Spanier, Italiener, Wallonen, Lothringer, Savoyarden, dann Iren, Schotten, Polen, Kroaten und Ungarn. Eine hervorragende Rolle spielten Angehörige regierender deutscher Fürstenhäuser, die um 1700 von 90 kaiserlichen Generalen 17 stellten (Schmidt-Brentano, 450-452). Die berühmtesten Fürsten-Generale: Karl v. Lothringen, Eugen v. Savoyen, Ludwig v. Baden, Max-Emanuel v. Bayern (Bérenger, 452).
- ²¹ Diese Aussagen fußen auf Göse und stehen unter dem von ihm selbst eingeräumten Vorbehalt einer im Vergleich zu Preußen relativ geringen Datengrundlage (Göse, 119, 127-132, 147/48).
- ²² S. Göse, 128; Déak, 188ff.
- ²³ S. Bérenger, 452/53: In der Infanterie waren 80%, in der Kavallerie 75% der Offiziere nichtadlig. Vgl. die Tabelle bei Göse, 140. S. außerdem Göse, 123, 126/27, 130/31, 133, 140/41; Schmidt-Brentano, 451/52. Vgl.a. die Angaben bei Vocelka, 308ff., zur Rekrutierung von Hof-, Offiziers- und Kirchenpersonal aus dem Erbadel.
- ²⁴ S. Göse, 144/45, 150 (bezogen auf die Zeit Prinz Eugens).
- ²⁵ S. Bérenger, 453/54.
- ²⁶ Vgl. Göse, 119: Die Bereitschaft des Adels zum Kriegsdienst war europaweit eine wichtige Determinante staatlicher Machtentfaltung.
- ²⁷ S. Göse, 133/34. Vgl. Schmidt-Brentano, 434.
- ²⁸ S. Déak, 29; Göse, 134.
- ²⁹ Kriterien für die Verleihung des Maria-Theresien-Ordens, die nur an Offiziere erfolgte, waren laut Mader, 10: Eigeninitiative, Mut, militärischer Erfolg und Nutzen für die ganze Truppe. S.a. Cole, 586: Den Orden bekam man auch für Heldentaten entgegen bestehender Befehle. Seine Verleihung war streng elitär: Es gab insgesamt nur 1138 Träger, wobei er im I. Weltkrieg überproportional verliehen wurde. Theoretisch konnten ihn alle Soldaten, praktisch nur Offiziere erhalten, die dann als Mitglieder des Hofes galten und über die eine Art Ehrenbuch in drei Bänden veröffentlicht wurde.
- ³⁰ S. Schmidt-Brentano, 448. Vgl. die kurze Schilderung der Entstehung des Verdienstadels bei Vocelka, 312ff.
- ³¹ S. Schmidt-Brentano, 448/49. Vgl. Déak, 190/91.
- ³² S. Göse, 127; Déak, 190; Schmidt-Brentano, 396ff., 449/50. Besondere Probleme gab es im Verhältnis zwischen Militär und Gendarmerie sowie Geheimpolizei (ebd., 389-392).
- ³³ S. Déak, 140.
- ³⁴ S. Schmidt-Brentano, 469-473, 476-481.

- ³⁵ S. Déak, 98ff.; Schmidt-Brentano, 416, 470. S. zu den Gründungsdaten und Profilen der einzelnen Militärschulen sowie den Defiziten der dortigen Ausbildung Schmidt-Brentano 469-479. S. zu den unterschiedlichen Ausbildungswegen Allmayer-Beck, 99/100.
- ³⁶ S. Schmidt-Brentano, 450, 466.
- ³⁷ S. Déak, 38/39.
- ³⁸ S. Schmidt-Brentano, 434-436.
- ³⁹ S. Déak, 54.
- ⁴⁰ S. Déak, 62-64, 198ff. (u.a. zur hemmungslosen Protektion von Angehörigen der Dynastie und verwandter Häuser in der Generalität); Schmidt-Brentano, 453-455. Die den Zeitraum 1848-1914 abdeckenden Zählungen bei Schmidt-Brentano, 451 zeigen den steigenden Anteil des Militäradels in der Generalität bzw. den zunehmenden Rückzug von Hoch- und Erbadel, aber auch die lang anhaltende Bevorzugung von Angehörigen der Habsburger sowie des Hoch- und Erbadels in den höchsten Rängen (im betrachteten Zeitraum gibt es keinen verdienstadligen Feldmarschall) und bei den Generalen der Kavallerie. Vgl. ebd., 381/82. Vgl.a. Allmayer-Beck, 74/75.
- ⁴¹ S. Déak, 117; Schmidt-Brentano, 251/52. Wie stark aristokratische Mentalität statt des Leistungsprinzips das habsburgische Militär durchwucherte, belegen die Zahlen ebd.: Von den 62 Generalen waren 25 hochadlig, davon 19 bei der Kavallerie, während von den übrigen 37 Generalen bürgerlicher oder kleinbürgerlicher Herkunft 23 Infanterie- und nur 5 Kavalleriekommandanten waren. Dazu kamen noch neun Generalstäbler und Adjutanten; die technischen Truppen wurden durchweg von Bürgerlichen befehligt. Das Ausmaß von Konservatismus und Nepotismus hing aber erheblich vom jeweiligen Oberkommandierenden ab, so ließ bspw. Radetzky das Leistungsprinzip stärker walten. Vgl. ebd. 276/77: „Genies“ kamen vor 1866 in der Habsburger-Armee nicht hoch. Vgl.a. Allmayer-Beck, 44/45, 47ff.
- ⁴² S. Schmidt-Brentano, 433/34.
- ⁴³ S. Schmidt-Brentano, 7/8, 11ff., 28, 30, 34, 43/44 (über die Reformen nach 1848), 279 (u.a. zur Rolle des Erzherzogs Albrecht). Über die schubweise Modernisierung der Offiziersausbildung nach 1848, im Jahre 1852 und v.a. nach 1867 ebd. 471-473, 481, 485/86. Vgl. Allmayer-Beck, 25ff., über die Zögerlichkeit der Reformen, die immer erst dann durchgeführt wurden, wenn es gar nicht mehr anders ging.
- ⁴⁴ S. Schmidt-Brentano, 335, 466-469.
- ⁴⁵ S. Schmidt-Brentano, 446/47; Allmayer-Beck, 76, 99-103. Die Landwehren der verschiedenen Reichsteile waren oft besser ausgerüstet als die k.-k. Armee und erlagen durch landständige Rekrutierung und Stationierung immer mehr dem Einfluss der unterschiedlichen Nationalismen (Déak, 73-75).
- ⁴⁶ S. Déak, 62-67. S.a. Schmidt-Brentano, 450-453: Zwischen 1848 und 1914 nahm der Gesamtanteil des alten Adels an Generalität und Offizierskorps von ca. der Hälfte auf etwa ein Sechstel ab.
- ⁴⁷ S. Allmayer-Beck, 80/81. Gemäßigter Déak, 56.
- ⁴⁸ S. Déak, 190ff. Vgl. Schmidt-Brentano, 171: Dynastie und Armee „waren deutsch“. Allerdings verringerte sich der Zustrom an deutschen ethnischen Elementen nach der Ausschaltung der Habsburger aus Deutschland 1866 und der Gründung des Deutschen Reiches 1871 drastisch. Allmayer-Beck, 99/100, beziffert wie Bérenger, 619, den deutschen Anteil im Offizierskorps für die Spätzeit der Donaumonarchie auf 80%.
- ⁴⁹ S. Déak, 72/73; Allmayer-Beck, 88ff.
- ⁵⁰ S. Schmidt-Brentano, 286-89; Allmayer-Beck, 39; Déak, 105.
- ⁵¹ Dies zeigte sich u.a. im Duellwesen.
- ⁵² Über den Drill im Habsburgerheer s. Schmidt-Brentano, 485/86. Über die Allmacht der Offiziere und den nahezu rechtlosen Status der Mannschaften sowie über die im Habsburgerheer länger als anderswo üblichen barbarischen Strafen s. ebd., 45, 422-430. Erst 1848, dann noch einmal 1855 und 1867 wurde das Militärrecht etwas gemildert. Das „Gassenlaufen“ blieb bis 1859 Praxis! Zur Kluft zwischen Mannschaften und Offizieren im Vormärz s. ebd., 62. All dies passt nicht zu Schmidt-Brentanos Behauptung (ebd., 422/23), zwischen Mannschaften und Offizieren hätte allgemein ein gutes Verhältnis bestanden. Vgl.a. Déak, 129.
- ⁵³ Vgl. Schmidt-Brentano, 169/70, über die lang anhaltende Abneigung des habsburgischen Militärs gegen wissenschaftlich-präzise Kommandoführung und die vorherrschende traditionelle Mentalität, welche der militärischen Intuition die Hauptrolle zuwies. Ders., 251/52 über die verhängnisvolle Bevorzugung des Hochadels und daraus resultierende Missstände sowie die technisch-wissenschaftliche Unzulänglichkeit, 255/56 über die zu lang beibehaltene Taktik der Sturmbataillone aus napoleonischer Zeit und die Vernachlässigung von Schützenketten und langen Feuergefechten, 276/77 über die Langsamkeit aller Abläufe (z.B. der Befehlsübermittlung), Konservatismus in Strategie und Taktik und fachliche Unterlegenheit der österreichischen Unterführer gegenüber den preußischen. Nichtsdestotrotz war die habsburgische Armee im Teilbereich der Kartographie auch im internationalen Vergleich sehr hochstehend, brachte sie berühmte Techniker, Erderforscher und Erfinder hervor (ebd., 494/95). Über Defizite der Offiziersausbildung s. ebd. 469-493. Vgl. ebd., 79ff.: Das von den napoleonischen Kriegen bis zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht geltende Konskriptionssystem befreite gerade die Gebildeten vom Militärdienst. S.a. Bérenger, 617ff., über die lang anhaltende Abwehr technischer und organisatorischer Neuerungen vor 1866. Der österreichische Befehlshaber bei Königgrätz, Benedek, lehnte bspw. das Zündnadelgewehr ab, dessen Einführung auf preußischer Seite viel zu deren Sieg in dieser Schlacht beitrug. Über die groteske Überbewertung äußerlicher Repräsentation und die infolge des Konservatismus im Offizierskorps bis zur zweiten Hälfte des 19. Jh. untergeordnete Bedeutung des Generalstabes s. Déak, 42/43.
- ⁵⁴ Diesen Befund bestätigt Schmidt-Brentano, 471/72, 476-479, wo es um die defizitäre Ausbildung der Offiziere bis mindestens 1868 geht. Vgl. ebd., 79ff., über den Mangel an Intelligenz bei Mannschaften und Offizieren durch das Konskriptionssystem. Vgl.a. ebd., 434, über die Rohheit der Kadetten. Dazu passt, dass die Kadettenschulen oft solche Zöglinge aufnahmen, die es zuvor nicht aufs Gymnasium geschafft hatten (Déak, 110).
- ⁵⁵ Über Radetzky und Jellacic „Ungehorsam aus Treue“ und dessen entscheidende Rolle für das Überleben der Monarchie s. Schmidt-Brentano, 172ff. Vgl.a. ebd., 283. S.a. Allmayer-Beck, 6/7; Bérenger, 617ff.; Déak, 49.
- ⁵⁶ S. Déak, 44-47, 49, 52/53.
- ⁵⁷ Über den „W(indischgrätz) I(ellacic) R(adetzky)“-Mythos einer Neugründung der Habsburgermonarchie aus dem Militär heraus und den entsprechenden Personenkult s. Allmayer-Beck, 1ff. Vgl. Schmidt-Brentano, 172ff.; Allmayer-Beck, 16/17, zur

beherrschenden Stellung der Armee im Jahrzehnt nach 1848/49.

⁵⁸ S. Schmidt-Brentano, 10/11, 171, 434; Allmayer-Beck, 11/12; Cole, 582 (Selbststilisierung des Kaisers zum „ersten Soldaten des Reiches“); Bérenger, 617ff. Vgl. Bérenger, 452; Göse, 132/33, zu den wenig kriegerischen Kaisern von 1648 bis Maria Theresia.

⁵⁹ Z.B. waren bei Franz Joseph nur Erbadlige und Offiziere hoffähig, nicht jedoch zivile Angehörige der „Zweiten Gesellschaft“, etwa geadelte Beamte (Mader, 140).

⁶⁰ S. Schmidt-Brentano, 45-47; Bérenger, 619 (die Armee unter Franz Joseph sei eine „Gegengesellschaft“ gewesen). Dazu gehörte auch ein besonderes Militär-Pidgin, das „Armeeslawisch“. Auch das „Armeedeutsch“ als Alltags-, Schul- und Kommandosprache der Offiziere unterschied sich vom außerhalb des Militärs gesprochenen Deutsch (Déak, 103/04, 122). Neben der Militärgerichtsbarkeit bestand auch eine besondere „Ehrengerichtsbarkeit“ unter Offizieren (Mader, 83ff.).

⁶¹ S. Cole, 582/83.

⁶² Aufzählung der vielfältigen Einsätze des Militärs gegen die Bevölkerung bei Schmidt-Brentano, 335ff. Zur Repression bei und nach der 1848-er Revolution vgl. ebd., 340, 363, 365ff, 374/75. Vgl. a. Allmayer-Beck, 29ff. über die „Ära der groben Oberste“ nach 1848. Vgl. außerdem Bérenger, 616.

⁶³ Zur mangelnden Legitimation des Militärs und deren Rückwirkung auf Mentalität und Motivation der Offiziere s. Schmidt-Brentano, 501.

⁶⁴ S. Schmidt-Brentano, 229; Bérenger, 617ff.

⁶⁵ Zur Rolle des Militärs 1848-1918 s. die zusammenfassenden Ausführungen bei Schmidt-Brentano, 169/70.

⁶⁶ S. Déak, 60/61; Schmidt-Brentano, 295, 303/04, 312, 396-398. Vgl. Allmayer-Beck, 34/35, über die Unsicherheit Franz Josephs I. gegenüber der Armee und die Einführung der Gendarmerie als Militärpolizei nach 1849.

⁶⁷ S. Allmayer-Beck, 37/38. Diese elitäre Gleichmacherei galt selbst für Angehörige des Kaiserhauses.

⁶⁸ Das „Armee-Du“ verbreitete sich aus den Truppen Radetzky in der Streitmacht der Habsburger und stammte wahrscheinlich aus Traditionen der antinapoleonischen Kriege. S. Schmidt-Brentano, 444-446. Vgl. Déak, 118ff.: Bei höheren Dienstgraden und in einigen Regimentern hatte es immer Ausnahmen vom „Armee-Du“ gegeben.

⁶⁹ S. Schmidt-Brentano, 47.

⁷⁰ S. Schmidt-Brentano, 447/48. Vgl. Déak, 103/04: Deutsche, Magyaren und Kroaten standen an der Spitze der militärischen Hierarchie.

⁷¹ S. Schmidt-Brentano, 410/11: 70-jährige Stabs- und Subalternoffiziere waren häufig. Ein 75-jähriger Regimentsprofoß wurde 1859 zum Unterleutnant befördert; Radetzky diente bis ins 90. Jahr! Über die komplizierte Prozedur der Anerkennung von Invalidität durch eine Kommission s. ebd., 411/12. Lediglich Offiziere, denen ein Arm fehlte, wurden umstandslos als Invaliden anerkannt. Vgl. Déak, 200ff., über das massenhafte Vorhandensein greiser Offiziere, die Kriege regelrecht zur Atemluft der jüngeren Offiziere werden ließen, weil einzig sie Beförderungschancen eröffneten.

⁷² S. Schmidt-Brentano, 455-462; Déak, 180ff.

⁷³ S. Déak, 181ff.; Schmidt-Brentano, 459; Bérenger, 619/20.

⁷⁴ S. Déak, 105, 117.

⁷⁵ S. Allmayer-Beck, 38/39.

⁷⁶ S. Schmidt-Brentano, 435/36.

⁷⁷ S. Schmidt-Brentano, 378. Zur Abhalfterung des blutigen, fanatisch reaktionären Windischgrätz, eines der wenigen „politischen Generale“ Österreichs, s. ebd., 312. Zum unberechenbaren, sich in Ungarn 1849 durch besondere Brutalität auszeichnenden und feudalen Allüren zugeneigten Haynau s. ebd., 365ff., 374-376.

⁷⁸ S. Schmidt-Brentano, 400.

⁷⁹ S. Déak, 141/42.

⁸⁰ Schmidt-Brentano, 406, folgend mit einem Tagelohn von 1fl. abzüglich jahreszeitlich bedingter Ausfälle berechnet.

⁸¹ S. Déak, 118ff.

⁸² S. Schmidt-Brentano, 407.

⁸³ Genaue Zahlen bei Schmidt-Brentano, 400-411.

⁸⁴ S. Schmidt-Brentano, 417/18; Déak, 147/48, 151ff. Vgl. Allmayer-Beck, 102, 108.

⁸⁵ S. Schmidt-Brentano, 406/07. Vgl. Déak, 143/44.

⁸⁶ S. Schmidt-Brentano, 407/08; Allmayer-Beck, 101-104.

⁸⁷ S. Déak, 30, 33, 169/70, 184. Die Offiziersversammlung hatte außer bei Heiraten auch über Eintritte ins Regiment und Rangverleihungen mitzureden.

⁸⁸ Genaue Zahlen bei Schmidt-Brentano, 418-422. S.a. ebd., 412/13. Über die notdürftige Ergänzung der Versorgung von Hinterbliebenen der Offiziere durch Legate, Stiftungen und patriotische Hilfsvereine s. ebd., 416/17. S.a. ebd., 393/94. Über die Ledigkeit vieler Offiziere vgl. a. Allmayer-Beck, 101/02.

⁸⁹ S. Déak, 171ff.

⁹⁰ S. Allmayer-Beck, 103/04; Déak, 151ff.

⁹¹ Weitere Beispiele juristischer Sonderbehandlung von Offizieren im Zusammenhang mit der 1848-er Revolution bei Schmidt-Brentano, 395.

⁹² S. Mader, 16.

⁹³ S. Schmidt-Brentano, 63, 395-397, 438-444.

⁹⁴ S. Mader, 83ff.

⁹⁵ S. Déak, 155/56. Nach Mader, 83ff., wurden die Ehrenräte schon 1867 institutionalisiert.

⁹⁶ S. Mader, 83ff., 100/01.

⁹⁷ Die von Albert Wiesinger gesammelten Daten sind enthalten bei Mader, 163-169.

⁹⁸ Da viele Ausgeschlossene wegen mehreren Delikten zugleich belangt wurden, liegt die Summe der Ausschlussgründe erheblich über der der Betroffenen.

⁹⁹ S. Déak, 175ff.

¹⁰⁰ S. Mader, 26ff. Erst nach 1900 nahmen die Duelle unter dem Einfluss der katholischen „Anti-Duell-Liga“ ab (ebd., 132/33). Selbst 1917 musste noch ein Duellverbot verhängt werden (ebd., 104/05)!

¹⁰¹ Albert Wiesinger schätzt allein für den Zeitraum 1880-93 ca. 2500 Duelle (nach Mader, 162).

¹⁰² S. Déak, 163ff. Dies deswegen, weil die zum Duell benutzten altertümlichen Pistolen zum Zielen fast unbrauchbar waren (Mader, 34). Nur ganz selten wurden „Visier-Pistolen“ genommen (ebd., 158). Auch bei starker Ungleichheit im Fechten benutzten die Kontrahenten Pistolen (ebd., 36/37). Dem widerspricht die statistische Auswertung der Duell-Daten Wiesingers (ebd., 162), wonach die Todesgefahr beim Pistolen- höher als beim Säbelduell lag (ca. 64% gegen ca. 21%).

¹⁰³ S. Schmidt-Brentano, 439-442; Déak, 160ff.; Mader, 113ff., 118/19, 122. Mader, 14, weist auf die militärische Funktionalität des Duellierens und des Ehrbegriffs hin: Durch Duell und Ehrennotwehr konnten sich die Offiziere als mutig und opferbereit erweisen, das Kämpfen trainieren und in einer ständigen aggressiven Spannung gehalten werden. Im März 1877 fand im ungarischen Miskolcz an einem belebten Ort ein nahezu einstündiges Säbel-Duell zwischen einem Honvéd-Rittmeister und einem Baron statt, ohne dass Polizei einschritt. Der Zweikampf forderte ein Todesopfer. Ein im Jahre 1883 wegen Duells Angeklagter, der seinen Gegner – den Herausforderer – erschossen hatte, wurde von einem Schwurgericht einstimmig freigesprochen (ebd., 156).

¹⁰⁴ S. Mader, 83ff.

¹⁰⁵ S. Déak, 157ff.; Mader, 137ff. Praktisch sah das so aus, dass der Offizier auf eine wirkliche oder vermeintliche Beleidigung hin den Säbel zog und dem „Ehrverletzer“ – einem standesmäßig niedrigeren Zivilisten – mit der flachen Klinge oder auch der Schneide eine mehr oder wenige gefährliche Wunde zufügte. Sogenannte „Säbelaffären“ waren Anlass ungezählter Prozesse und großen Unmuts in der Bevölkerung des späten Habsburgerstaates. Besonders die Sozialdemokratie führte einen erbitterten Kampf gegen das Duell wie auch gegen den Militarismus und die Offizierskaste insgesamt.

¹⁰⁶ Kriterien der Satisfaktionsfähigkeit waren Bildung, sozialer Rang und Leumund des Gegners. Prinzipiell satisfaktionsunfähig waren Personen, die ihren Lebensunterhalt durch körperliche Arbeit verdienten (Mader, 15/16).

¹⁰⁷ S. Déak, 157ff.

¹⁰⁸ S. Mader, 98ff. Ebd., 126/27: Noch Ende des 19. Jh. wurden Christen wegen Duellverweigerung aus dem Offizierskorps ausgeschlossen! Vgl. o. die zahlreichen ehrenrätlichen Ausschlüsse aus dem Militär wegen nicht erfolgter oder nicht korrekter Reaktion auf vermeintliche Ehrverletzungen.

¹⁰⁹ S. Mader, 41ff.

¹¹⁰ „[...] unbedeutende Ursache [...] Lt. Blaskovics ließ in einem Gasthause [...] eine beleidigende Äußerung über eine Dame fallen, die Lt. Bokál nahe stand [...] Artikel der Militärzeitung [...] Dame [...] zwei Militärärzte Grund: Der eine von beiden hat einen medizinischen Fachausdruck falsch geschrieben [...] unbedeutender Wortwechsel [...] zwei Ärzte [...] Grund: Fachliche Diskrepanzen [...] Herzfelder grüßte Ottermanns junge Gattin nicht [...] politische Meinungsverschiedenheiten [...] Offizier machte unpassende Bemerkungen über die Braut [...] ziemlich geringfügige Ursache [...] Hellner ohrfeigte den Honvéd-Lt. [...] kleiner Zwist [...] Liebesgeschichte [...] Schubert war Bötke wegen eines Übungsmarsches auf die Füße getreten [...] unwesentliche Ursache [...] Kontroverse über den Distanzritt Berlin-Wien [...] Wortwechsel [...] Abfällige Kritik in einer Zeitung [...]“ (Mader, 155-161).

¹¹¹ S. Schmidt-Brentano, 489.

¹¹² S. Déak, 118ff., 131.

¹¹³ S. Schmidt-Brentano, 436/37, 445. Die Langeweile betraf am schlimmsten die Kavallerieeinheiten in abgelegenen Garnisonen Galiziens, Siebenbürgens und Ungarns. Der soziale Kontakt mit der Bevölkerung hing von politischen und kulturellen Faktoren sowie vom Zeitbudget der Offiziere ab. Am schlechtesten war das Verhältnis zwischen Militär und Zivil in Italien, am besten in Wien. Zum geistigen Zurückbleiben der Offiziere infolge der sozialen Isolation s. ebd., 394. Zum unter den Offizieren weit verbreiteten Alkoholismus s. Déak, 118ff. Auch die ehrenrätlichen Untersuchungen bezogen sich oft auf Trunkenheit und damit einhergehende Beleidigungen, Tätlichkeiten und „Unzucht“ (Mader, 163-69).

¹¹⁴ S. Schmidt-Brentano, 434.

¹¹⁵ Von 50 bei Wiesinger aufgeführten Duellen hatten 11 ihre Ursache in Frauengeschichten, die damit die größte Gruppe von Gründen bilden. Die zweitgrößte Duellgruppe, jene mit unbekanntem Grund, geht vermutlich zumindest z.T. ebenfalls auf dergleichen zurück (nach Mader, 162).

¹¹⁶ S. Schmidt-Brentano, 435/36.

¹¹⁷ Vgl. Mader, 17: Der Zugewinn an sozialem Prestige, nicht materieller Vorteil, stellte das entscheidende Motiv der Offizierskarrieren dar.

¹¹⁸ S. Schmidt-Brentano, 448.

¹¹⁹ S. Déak, 17/18, 162-68. Vgl. Wiesingers Zusammenstellung von Duellen von 1867 bis Ende 1893 bei Mader, 155-62: Obwohl (adlige und nicht-adlige) Offiziere und Adlige mit 58 Duellanten von 96 (bei 48 Zweikämpfen), also ca. 60%, die Mehrheit stellten, kamen immerhin 15 (ca. 16%) aus Reserve und Landsturm, während 10 (ca. 10%) Zivilisten waren, darunter zwei Zeitungsherausgeber, drei Advokaten (einer davon gleichzeitig Herausgeber), ein Mediziner, ein Hausbesitzer, ein Maschineningenieur, ein Versicherungsvertreter, ein Beamter und ein Jurist (Rest einmal unbekannt, ein Honvéd und ein Ausländer)

¹²⁰ Althusser's Begründung: „Privat“ und „öffentlich“ seien selbst ideologische Effekte. Der Staat und das Recht seien weder privat noch öffentlich, sondern setzten diese Kategorien erst.

¹²¹ Die direkte Gewalt in den ISA ist viel versteckter und subtiler als im eigentlichen Staatsapparat. So wirkt sich Zensur oft nicht als direkter staatlicher Eingriff in Medien aus, sondern als ökonomisch und politisch motivierter Druck der Vorgesetzten auf die Untergebenen.

¹²² Ein längeres Zitat mag den Mechanismus der ideologischen Subjektkonstitution verständlicher machen: „Die doppelte Spiegelstruktur der Ideologie [die gleichzeitige Konstitution des „SUBJEKTS“ und der Subjekte – M.W.] gewährleistet gleichzeitig: 1) die Anrufung der ‚Individuen‘ als Subjekte 2) ihre Unterwerfung unter das SUBJEKT 3) die gegenseitige Anerkennung zwischen den Subjekten und dem SUBJEKT sowie der Subjekte untereinander und schließlich die Anerkennung des Subjekts durch sich selbst 4) die absolute Gewissheit, dass alles in der Tat so ist und alles bestens gehen wird, solange die Subjekte nur erkennen, was sie sind, und sich dementsprechend verhalten [...]“ (Althusser, 167/68).

¹²³ Vgl. Schmidt-Brentano, 447.

- ¹²⁴ Besonders relevant ist bis auf das letzte Kapitel über den Panoptismus der Abschnitt III „Disziplin“ von „Überwachen und Strafen“ mit seiner Fülle von Beispielen aus dem militärischen, schulischen und kirchlichen Bereich (Foucault, 173-250).
- ¹²⁵ S. Déak, 103/04, zur militaristisch-dynastischen Indoktrination der Kadetten. Eine Anweisung für den Geschichtsunterricht lautete: „reflektierende oder kritische Darstellungen sind zu vermeiden, dagegen sind die Gelegenheiten zur Befestigung der patriotischen und militärischen Gesinnung zu benützen“ (ebd., 109).
- ¹²⁶ S. Déak, 101/02, 106.
- ¹²⁷ S. Cole, 584/85.
- ¹²⁸ S. Schmidt-Brentano, 45/46.
- ¹²⁹ S. Cole, 583-85.
- ¹³⁰ S. Cole, 586.
- ¹³¹ S. Déak, 155/56.
- ¹³² S. Mader, 30-34. Neben dem Säbel waren Säbelkuppe und „goldenes Portepée“ die Standesabzeichen des Offiziers (ebd., 140).
- ¹³³ S. Mader, 36/37.
- ¹³⁴ Über die lange Geschichte der Offiziersehre, ihre Formung aus germanischen und griechisch-römischen Wurzeln, das mittelalterliche Ideal des „miles christianus“, die höfische Ehre in Mittelalter und Früher Neuzeit und das Verhältnis zur bürgerlichen Standesehre s. Mader, 1-11.
- ¹³⁵ S. Cole, 587-589. Ursprünglich sollte er sogar in der Kapuzinergruft, der Grablege der Habsburger, beigesetzt werden.
- ¹³⁶ S. Cole, 581/82, 589-591. Der Autor weist auch auf die parallele Erscheinung von karitativen und kulturellen, vorwiegend von Frauen getragenen Vereinen gegenüber der Männerwelt der Veteranenvereine hin.
- ¹³⁷ S. Mader, 16/17.
- ¹³⁸ Vgl. Schmidt-Brentano, 446/47; Allmayer-Beck, 36/37.
- ¹³⁹ Hierauf deuten die Ausführungen bei Allmayer-Beck, 40ff., hin, ohne dass der Autor diesen Schluss selbst zöge.
- ¹⁴⁰ S. Déak, 215ff. Ebd., 207-209, über die relativ emanzipierte Stellung der Juden im Offizierskorps, v.a. jedoch bei der Reserve, und die große Häufigkeit jüdischer Regimentsärzte nach ihrer Zulassung im Jahre 1850.
- ¹⁴¹ S. Déak, 163: Im Jahre 1900 waren nicht weniger als 18% der Reserveoffiziere Juden. Seit dem völkisch-antisemitischen „Wailhofener Burschenschaftsprogramm“ eskalierte die Auseinandersetzung.
- ¹⁴² S. Déak, 73-75, 83, 86/87, 103/04.
- ¹⁴³ S. Schmidt-Brentano, 316/17. Vgl. Allmayer-Beck, 105/06.
- ¹⁴⁴ Vgl. Schmidt-Brentano, 282-284. Das Wort „Vaterland“ war verpönt; die Armee galt nicht als „österreichisch“, sondern als „habsburgisch“ bzw. „k.-k.“. Über die trotzdem vorhandenen Nationalitätenprobleme in der Armee und die nationale „Schizophrenie“ vieler Offiziere s. ebd.
- ¹⁴⁵ S. Schmidt-Brentano, 169/70, 281, 321/22, 395-397, 447. Vgl. ebd., 170 über die trotzdem vorhandenen „politischen Generale“ und anonyme politische Flugschriften jüngerer Offiziere. Zu liberalen und deutschnationalen Strömungen s. ebd., 314/15. Zu Zwangsmaßnahmen gegen politisierende Militärs nach 1848 s. ebd., 330/31. Über den „konservativen Antinationalismus“ der Offiziere s. ebd. 383-385. Vgl. Allmayer-Beck, 105/06.
- ¹⁴⁶ S. Schmidt-Brentano, 171, 283/84. Vgl. Allmayer-Beck, 88ff. über die Auseinandersetzung um den supra- oder multinationalen Charakter der Armee während des österreichisch-ungarischen Dualismus, die schließlich in die militärische Verselbständigung der Ungarn mündete. Dennoch wuchs der Anteil der vor 1867 drastisch unterrepräsentierten ungarischen Offizieren bis 1914 ständig (Déak, 111).
- ¹⁴⁷ S. Déak, 103/04. Abgesehen von ethnischen und konfessionellen Aspekten wurden allgemein Leute mit guten Beziehungen und Geld bevorzugt – was sich bei gegebenen ethnischen und konfessionellen Dominanzverhältnissen zugunsten der privilegierten Gruppen ausgewirkt haben wird. S. ebd., 204-206, über die allgemeine religiöse Indifferenz in der Armee und die trotzdem vorhandene Überrepräsentanz von Katholiken im Offizierskorps.
- ¹⁴⁸ S. Schmidt-Brentano, 448: „Ahsbans von der Lanze, Froschmayer von Scheibenhof, Schemel von Kühntritt, Donner von Blitzbergen, Khautz von Eulenthal, Teutschenbach von Ehrenruhe, Zierwurz von Eisenblum“.
- ¹⁴⁹ S. Schmidt-Brentano, 171/72, 183/84, 343, 351ff., 369. Vgl. a. ebd., 493/94: Der deutsche Charakter der Armee wurde mit Macht, Zentralismus und Fortschritt assoziiert.
- ¹⁵⁰ Von 34000 Berufsmilitärs entschieden sich 16500 oder 47% für die Republik Österreich (Melichar, 52/53).
- ¹⁵¹ S. Cole, 582.
- ¹⁵² Vgl. Schmidt-Brentano, 171.
- ¹⁵³ S. Melichar, 64ff.: Die Offiziere waren im Staats-, z.B. im Polizeidienst wegen ihrer Unqualifiziertheit und Dünkelhaftigkeit vielfach nicht einsetzbar. Manche betätigten sich als Streikbrecher, Spekulanten, Schwarz- und Drogenhändler. Es gab eine Debatte, ob Handarbeit für die Offiziere entehrend sei. Vgl. Mader, 16.
- ¹⁵⁴ S. Melichar, 52/53, 61/62, 64ff., 82.
- ¹⁵⁵ S. Melichar, 52, 54/55. Der Hass auf die Offiziere war in der Arbeiter-, Bauern- und Beamtschaft sowie in der Geistlichkeit am verbreitetsten.
- ¹⁵⁶ S. Melichar, 58, 71ff. Zur Öffentlichkeitsarbeit der Offiziersvereine, ihrer Publizistik und ihrem erheblichen politischen Einfluss s. ebd., 53/54, 59/60, 62/63.
- ¹⁵⁷ S. Déak, 248ff.; Melichar, 52.
- ¹⁵⁸ S. Melichar, 59/60, 63/64. Zu den Tätigkeiten der Vereine gehörte auch die Umschulung von Offizieren für zivile Berufe.
- ¹⁵⁹ Die bedeutendste völkische Organisation war die paramilitärische, vom Oberst a.D. Hiltl u.a. Berufsoffizieren geführte „Frontkämpfervereinigung“, die 1921 4000 und 1923 10000 Mitglieder zählte. In ihrem Programm war die Rede von einer „arischen parteiunpolitischen Grundlage“, der „Vereinigung des ganzen deutschen Volkes“ und vom Ausschluss „internationaler volkszerstörender Elemente wie Sozialdemokraten und Kommunisten“ (Vgl. Mosse, VII, 7ff., zum antisemitischen Antimarxismus der Völkischen und der Nazis. S. Melichar, 60/61). Sie wurde, weil zu offensichtlich mit den Nazis kooperierend, 1935 aufgelöst, „nachdem sie ihren Beitrag zur Militarisierung der Republik geleistet hatte“ (ebd., 83).

¹⁶⁰ S. Melichar, 54/55, 81/82. Die 1922 gegründete monarchistische geheime Kampforganisation „Ostara“ wurde bereits ein Jahr später zerschlagen.

¹⁶¹ S. Melichar, 78-83.

¹⁶² S. Déak, 248ff. Im Jahre 1938 traten 1600 Offiziere in die Wehrmacht ein, 220 dienten in ihr als Generale (Melichar, 84).

¹⁶³ S. Melichar, 75-77, 84.

¹⁶⁴ S. Melichar, 61.

¹⁶⁵ S. Mosse, VIII, 28/29, 71/72.

¹⁶⁶ S. Melichar, 59/60, 78ff., 84.

¹⁶⁷ Vgl. Mosse, 7ff., 73, zum “antipolitischen” Impetus der Völkischen.

¹⁶⁸ S. den Aufsatz von Postone sowie Mosse, VIII, 7/8, 14, 44ff. und zahlreiche andere Stellen.

¹⁶⁹ Selbstverständlich nicht im Angesicht des Feindes und nur bei Zustimmung des Reichsführers SS Himmler (Mader, 178/79).